



# Masterarbeit

Titel der Masterarbeit

„Arthur Schnitzler und die Erste Republik“

Verfasser

Rezart Shkreli, BA

Angestrebter akademischer Grad

Master of Arts (MA)

Wien, im Januar 2012

Studienkennzahl lt. Studienblatt: A 066 817

Studienrichtung lt. Studienblatt: Masterstudium Deutsche Philologie

Betreuer: Univ. -Prof. Dr. Johann Sonnleitner

# Inhaltsverzeichnis

Einleitung .....	4
I. Österreich nach dem ersten Weltkrieg .....	5
Die Bilanz des Krieges .....	5
Die wichtigsten Ereignisse nach dem Ersten Weltkrieg .....	5
Politik und Ökonomie .....	7
Literatur .....	10
Frauen .....	12
II. Arthur Schnitzler nach dem ersten Weltkrieg .....	16
Inflation .....	17
Politik .....	20
Gesellschaft .....	20
III. Casanovas Heimfahrt .....	22
Statusverlust .....	22
Die neue Frau .....	26
Inflation .....	29
IV. Fräulein Else .....	31
Zerstörte Existenzen .....	32
Prostitution .....	36
Die Neureichen .....	39
V. Spiel im Morgengrauen .....	42
Zerstörte Existenzen .....	42
Die Neureichen .....	51
Die neue Frau .....	54
VI. Therese. Chronik eines Frauenlebens .....	58
Zerstörte Existenzen .....	59
a) Der Vater .....	59

b) Die Mutter .....	61
c) Zerfall der Familie.....	62
Thereses Entwicklung .....	63
a) Thereses Beruf .....	64
b) Thereses Liebesleben .....	71
Prostitution .....	77
Therese als Mutter .....	78
Schluss.....	82
Bibliographie .....	83
Primärliteratur .....	83
Sekundär Literatur.....	83

## Einleitung

Arthur Schnitzler ist einer der berühmtesten österreichischen Schriftsteller und lebte in einer Zeitspanne, in der viele Veränderungen stattfanden. Er war ein klassischer Vertreter der Wiener Moderne und hat diese Epoche in seinen Werken wahrscheinlich am besten beschrieben. Das etikettierte ihn, als diese zu Ende ging, als den ewigen Dichter der Wiener Moderne. Er wurde von vielen Literaturwissenschaftlern als „der resignierte Dichter“ bezeichnet, der in der Wiener Moderne gefangen war, und ihren Stil in seinem ganzen Schaffen beibehalten hat. Diese These wird durch die Tatsache gestützt, dass er auch nach dem Niedergang der Monarchie seine Handlungen immer noch in dieser Epoche spielen ließ.

Ich allerdings glaube nicht, dass Schnitzler ein Gefangener seiner Epoche war. Er hat sehr wohl die gesellschaftlichen Veränderungen nach dem Ende des Ersten Weltkrieges wahrgenommen und auch in seine Werke integriert. Darum ist das Ziel meiner Arbeit, die sozialgeschichtlichen Veränderungen, die in Österreich nach dem Ersten Weltkrieg passiert sind, auszulegen und in ausgewählten Werken Arthur Schnitzlers nach 1918 wiederzufinden.

Das erste Kapitel meiner Arbeit verschafft uns einen Überblick über genau diese Veränderungen.

Im zweiten Kapitel beschäftige ich mich mit Schnitzlers Tagebüchern, die er sehr akribisch geführt hat, und in denen er auf die politischen, ökonomischen und gesellschaftlichen Veränderungen reagiert hat.

Die nächsten vier Kapitel behandeln je ein Werk, das ich zur Analyse ausgewählt habe. Das sind: „Casanovas Heimfahrt“ (1917), „Fräulein Else“ (1924), „Spiel im Morgengrauen“ (1926) und „Therese. Chronik eines Frauenlebens“ (1928).

Diese Werke beinhalten die von mir gesuchten Problemstellungen.

Bei allen vier Werken habe ich mich hauptsächlich auf drei Themen konzentriert: Erstens den Niedergang des Bürgertums, wie die einst Reichen und Mächtigen sich nach dem Krieg zurechtfinden und wie sie mit den für sie ungewöhnlichen Problemen der neuen Zeit umgingen. Zweitens mit der Bildung einer neuen Schicht - die Neureichen. Wie diese mit ihrem neu verdienten Geld umgehen und ihr Verhalten gegenüber dem alten Bürgertum.

Der dritte Schwerpunkt ist die Veränderung der Rolle der Frauen in dieser neuen Zeit.

# **I. Österreich nach dem ersten Weltkrieg**

## **Die Bilanz des Krieges**

Die Beteiligung am ersten Weltkrieg kostete der österreichisch-ungarischen Doppelmonarchie Unsummen. Die Regierung versuchte die notwendigen finanziellen Mittel durch den Verkauf von Kriegsanleihen aufzubringen. Während des ersten Weltkriegs wurden insgesamt 25 Kriegsanleihen aufgelegt, die einen Gesamtbetrag von 51 Milliarden Kronen einbrachten. Der größte Teil dieser Summe, nämlich 33 Milliarden Kronen, wurde von der Bevölkerung der österreichischen Reichshälfte aufgebracht.

Der erste Weltkrieg dauerte 49 Monate. Laut amtlicher Angabe des k.u.k. Kriegsministeriums vom 6. November 1918 betrug die Verluste Österreich-Ungarns 1,2 Millionen Tote und 3,86 Millionen Verwundete, Gefangene und Vermisste. Auf 46 Einwohner kam ein Kriegstoter. Österreich-Ungarn mobilisierte etwa 8,5 Millionen Männer für den Kriegsdienst – das waren rund 75% der männlichen Bevölkerung zwischen 18 und 50 Jahren. 13 verschiedene Völker dienten in der k.u.k. Armee, deren Friedenstand 450 000 Mann betrug, bis zum 21. August 1914 aber bereits auf 1 687 000 Mann erhöht worden war. 1915 waren durchschnittlich 4 080 000 unter Waffen; diese Zahl stieg 1916 auf 4 880 000 Mann, 1917 auf 5 100 000 Mann und fiel 1918 wieder auf 4 650 000 Mann.<sup>1</sup>

## **Die wichtigsten Ereignisse nach dem Ersten Weltkrieg**

- 12. November 1918: Ausrufung der Republik Deutschösterreich durch die provisorische Nationalversammlung.
- 27. November 1918: Neue Wahlordnung – Das allgemeine und gleiche Wahlrecht wird auf Frauen ausgedehnt.
- 16. Februar 1919: Wahlen zur konstituierenden Nationalversammlung, relative Mehrheit für die Sozialdemokraten.
- 15. März 1919: Zweite provisorische Regierung unter Karl Renner als Große Koalition zwischen Sozialdemokraten und Christlichsozialen gebildet.
- 15. Mai 1919: Betriebsrätegesetz als erster Schritt zur betrieblichen Demokratie beschlossen.

---

<sup>1</sup>Ackerl, Isabella; Kleindl, Walter: Die Chronik Österreichs. 1984. S. 469f.

10. September 1919: Unterzeichnung des Staatsvertrages von St. Germain.
10. und 11. Juni 1920: Bruch der Großen Koalition, Rücktritt der Regierung Renner.
7. Juli 1920: Koalitionsregierung von Sozialdemokraten, Christlichsozialen und Großdeutschen unter dem Christlichsozialen Michael Mayr.
1. Oktober 1920: Die konstituierende Nationalversammlung beschließt das Bundesverfassungsgesetz.
10. Oktober 1920: Volksabstimmung in Kärnten.
17. Oktober 1920: Nationalratswahl. Die Christlichsoziale Partei gewinnt die relative Mehrheit.
22. Oktober 1920: Ausscheiden der sozialdemokratischen Regierungsmitglieder. Beginn des „Bürgerblocks“.
13. November 1921: Das Burgenland wird als neuntes Bundesland Teil der Republik Österreich.
4. Oktober 1922: Unterzeichnung der Genfer Protokolle für die Völkerbundanleihe.
21. Oktober 1923: Nationalratswahl. Christlichsoziale behalten relative Mehrheit.
12. Dezember 1924: Einführung der Schilling-Währung.
30. Jänner 1927: Zusammenstoß zwischen Angehörigen des (sozialdemokratischen) Republikanischen Schutzbundes und der (rechtsgerichteten) Frontkämpfervereinigung in Schattendorf (Burgenland) fordert zwei Todesopfer auf Seiten des Schutzbundes.
15. Juli 1927: Nach dem am Vortag erfolgten Freispruch der wegen der blutigen Zusammenstöße in Schattendorf Angeklagten kommt es zu gewaltsamen Demonstrationen (Justizpalastbrand).
7. Dezember 1929: Novellierung des Bundesverfassungsgesetzes. Der parlamentarische Charakter der Verfassung wird durch präsidentielle Elemente relativiert.
18. Mai 1930: Im „Korneuburger Eid“ verpflichtet sich die mit der Christlichsozialen Partei vielfältig verbundene Heimwehr zu einem antiparlamentarischen Kurs.
9. November 1930: Nationalratswahl. Sozialdemokraten gewinnen relative Mehrheit.
19. März 1931: Unterzeichnung eines Zollunionsvertrages zwischen Österreich und dem Deutschen Reich. Dieser Vertrag wird, wegen des Einspruchs Frankreichs, Italiens und der CSSR, die sich auf das Anschlussverbot des Genfer Protokolls berufen, nicht verwirklicht.

12. Mai 1931: Die Krise der Creditanstalt, der größten Bank Österreichs, wird publik. Die Weltwirtschaftskrise hat Österreich voll erfasst.<sup>2</sup>

Im Folgenden habe ich mich meistens auf das Buch „Aufbruch und Untergang“ bezogen, das sich als sehr hilfreich und voller genauer und umfangreicher Informationen erwiesen hat.

## **Politik und Ökonomie**

1918 endete der Erste Weltkrieg und damit auch die österreichisch-ungarische Monarchie. Es folgten schwere Zeiten für Österreich, die bis in den Zweiten Weltkrieg andauerten. Für Österreich gab es in verschiedenen Bereichen Rückschläge:

Die Jahre von 1918 bis 1938 waren für Österreich eine Zeit der Krisen und der wirtschaftlichen Stagnation. Österreich erlebte eine verheerende Inflation, auf die eine längere Stabilisierungs- und Umstellungskrise folgte, fand für kurze Zeit den Anschluss an die internationale Hochkonjunktur und wurde nach 1929 von einer tiefen Depression ergriffen, von der es sich infolge einer verfehlten Wirtschaftspolitik bis 1938 nicht mehr erholte. In der Periode von 1913 bis 1937 schrumpfte die Volkswirtschaft real um durchschnittlich 0,4 Prozent pro Jahr, von 1929 bis 1937 sogar um 1,8 Prozent. Die Industrieproduktion erreichte zu keinem Zeitpunkt das Niveau von 1913; sie verzeichnete ihren höchsten Wert 1929 mit 98 Prozent des Vorkriegsstandes. Der Außenhandel Österreichs befand sich in einem chronischen Ungleichgewicht, die Produktionskapazitäten konnten zu keinem Zeitpunkt ausgenutzt werden, und die Arbeitslosigkeit wies seit 1922 eine steigende Tendenz auf. Am Höhepunkt der Weltwirtschaftskrise waren an die 600.000 Menschen ohne Beschäftigung.<sup>3</sup>

Es gab viele geo-politische Veränderungen, die nicht nur die nationalistischen Gefühle und den Stolz der Österreicher betrafen, sondern auch auf die Ökonomie sehr große Auswirkungen zeigten:

Mit dem Zerfall der Donaumonarchie brach ein großes, historisch gewachsenes Wirtschaftsgebiet auseinander: Die neuen Grenzen trennten Rohstoffvorkommen von Verarbeitungsbetrieben, spalteten verschiedene Stufen des Produktionsprozesses voneinander ab und setzten eine Vielzahl von Märkten an die Stelle eines einheitlichen Absatzraumes.<sup>4</sup>

Im Gegensatz zu den anderen neu gegründeten Staaten, die mit nationalistischer Begeisterung erfüllt waren, war Österreich in eher getrübler Stimmung:

Österreich war ein Staat, dem niemand Überlebenschancen zubilligte. Die Deutschnationalen traten für den »Anschluss« ans Deutsche Reich ein, die Sozialdemokraten für den »Anschluss an den Sozialismus«, wobei die Betonung auf dem ersten Wort lag. Ihre Gegenspieler – vor allem die Bankiers und die meisten Industriellen – träumten von einer Donauföderation. Souveränität wurde mit wirtschaftlichen Nieder-, ja Untergang gleichgesetzt.<sup>5</sup>

Benedikt Kautsky, einer der berühmtesten Wirtschaftsfachmänner Österreichs, billigte Österreich nur bedingte Überlebenschancen zu:

Die Lebensfähigkeit dieses Staates, wenn man sie an und für sich betrachtet, ist noch von niemand bestritten worden, aber die Frage, ob dieser Staat lebensfähig ist oder nicht, ist falsch gestellt ... Gewiß, wenn dieses Land seinen großen Handels- und Bankapparat, seine Kulturinstitute und einen Teil seiner Ge-

---

<sup>2</sup> Alle Informationen aus: Dusek, Peter: Zeitgeschichte im Aufriß. 1988. S. 11-15.

<sup>3</sup> Fritz Weber. Hauptprobleme der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung Österreichs in der Zwischenkriegszeit. In: Franz Kadrnoska. Aufbruch und Untergang. Österreichische Kultur zwischen 1918 und 1938. 1981. S. 593.

<sup>4</sup> Ebda. S. 593.

<sup>5</sup> Ebda. S. 601.

schmacks- und Luxusindustrien reduziert und auf das Niveau eines Agrarstaates mit eingestreuten lokalen Industrien herabsinkt, so wird es leben können, nur wird dann alles, was bisher Wiens Größe und Bedeutung, was seine Kulturmission als vorgeschobener Posten deutschen Geistes gegen den Orient ausgemacht hat, verschwunden sein... Die Frage steht nicht so, ob dieser Staat lebensfähig ist, sondern ob es gelingt, ihm ein Leben zu ermöglichen, das lebenswert erscheint, und diese Frage muß nach allem, was wir in den letzten Jahren erlebt haben, vollständig verneint werden.<sup>6</sup>

Die neue Republik war mit großen Schwierigkeiten konfrontiert. Das größte Problem, das der Krieg<sup>7</sup> hinterlassen hatte, war die Inflation. Sie führte zur massiven Verarmung der Bevölkerung:

Geldentwertung, Zerrüttung des Wirtschaftslebens, soziales Elend und Hunger waren ein weiteres »Erbe«, das die neue entstandene Republik Österreich von der Monarchie übernommen hatte. Aus dem »Bourgeois« Österreichs-Ungarns war vorerst ein Armenhäusler geworden: die Industrie stand still, weil sie weder über Rohstoffe noch über Brennmaterial verfügte. Die größte Mangelware waren Nahrungsmittel. Die Lebensmittelversorgung funktionierte nicht einmal innerhalb Österreichs. Die einzelnen Bundesländer sperrten sich gegeneinander und vor allem von Wien ab, das sie einen nichtsnutzigen »Wasserkopf« nannten. Hunger und Arbeitslosigkeit nahmen zu.<sup>8</sup>

Die österreichische Währung verfiel im Vergleich mit den Nachbarländern, wodurch viele Politiker ihre Posten abtreten mussten:

Am 10.05.1922 stürzen Sozialdemokraten und Großdeutsche den christlichsozialen Finanzminister Alfred Gürtler. Die Krone ist in den vergangenen Monaten rapide gefallen; ihr Wert fällt im Verhältnis zum Schweizer Franken von 17:1 (1.7.1920) auf 3600:1 (1.7.1922).<sup>9</sup>

Um das weitere Voranschreiten der Inflation einzudämmen wurden viele Beamtenstellen aufgelöst.<sup>10</sup> Der christlichsoziale Bundeskanzler Ignaz Seipel demissionierte sogar mitsamt seiner Regierung am 16.4.1923 um so vier Ministerien und zwei Ministerposten einzusparen.<sup>11</sup>

Die österreichischen Wirtschaftsprobleme zu lösen hätte ein radikales Umdenken, eine Wandlung der Mentalität, weg von der Großmacht, hin zu einem agrarischen Land verlangt: „Aber die »Experten« zogen es vor in die Vergangenheit zu starren.“<sup>12</sup>

So entstand in Österreich Pessimismus und Zweifel: „...jedes Prozent Wirtschaftswachstum weniger wurde als Anzeichen des kommenden Untergangs interpretiert.“<sup>13</sup>

Zusätzlich erlebten die Banken in den zwanziger Jahren eine Krise, die aber hauptsächlich durch Unfähigkeit in der Führungsebene verursacht wurde:

---

<sup>6</sup> Ebda. S. 602. Zitiert aus: Benedikt Kautsky. Volkswirtschaft. In: Arbeit und Wirtschaft. 15. September. 1925, Sp. 805 f.

<sup>7</sup> Ebda. „Kriege haben die Eigenschaft, die Wirtschaftsstruktur der kriegführenden Staaten zu verzehren; sie bringen das Geldwesen in Unordnung. Das gilt vor allem für verlorene Kriege. Die Monarchie war 1918 kein »solventes Unternehmen mehr.«“ S. 595.

<sup>8</sup> Ebda. S. 595.

<sup>9</sup> Chronik Österreichs. S. 486.

<sup>10</sup> Ebda. S. 486. „26. 11. 1922. Ein außerordentlicher Kabinettsrat beschließt radikale Sparmaßnahmen im Rahmen des Wiederaufbauprogramms: 100.000 Staatsbeamte sollen bis Mitte 1924 abgebaut werden. Bis 14.3.1925 sind insgesamt 84.362 Beamtenstellen abgebaut worden.“

<sup>11</sup> Ebda. „Die Ministerien für Äußeres, Justiz- und Volksernährung werden abgeschafft, die Ministerien für Handel und Gewerbe sowie für Verkehrswesen zusammengefaßt. Vizekanzler Felix Frank übernimmt auch die Leitung der Justizangelegenheiten, der bisherige Außenminister bleibt mit der Führung der Amtsgeschäfte betraut.“ S. 488.

<sup>12</sup> Fritz Weber. S. 601.

<sup>13</sup> Ebda. S. 601.



Zwischen 1924 und 1926 mussten 37 Aktienbanken und 136 Privatbanken, das war mehr als die Hälfte aller bestehenden, liquidieren ... In nahezu allen Fällen war der Zusammenbruch durch die Unfähigkeit, Gewissenlosigkeit oder eindeutig betrügerischen Handlungen der leitenden Personen verschuldet, deren Treiben durch eine unfassbare Sorglosigkeit der staatlichen Aufsichtsorgane begünstigt wurde. Die Bankzusammenbrüche traten... im Gefolge des größten Börsenkrachs auf, der eine unvermeidliche Folge der wüsten Aktien- und Devisenspekulation des Jahres 1923 war.<sup>14</sup>

Aber nicht alle fielen der Inflation zum Opfer. Es gab Leute die von der Inflation sogar profitierten wodurch sich eine neue soziale Schicht bildete:

Den negativen Auswirkungen der Inflation vermochten sich alle jene zu entziehen, die ihr Vermögen in »Sachwerten« angelegt hatten. ... Die Inflation war die Zeit des (vorübergehenden) Aufstiegs einer neuen Bourgeoisie, der »Neureichen«, Schieber und Spekulanten.<sup>15</sup>

Das Gegenteil dazu erfuhr die ehemalige Mittelschicht. Sie erlebte ihren Abstieg und verlor ihre Privilegien:

In grellem Kontrast dazu stand der soziale Abstieg des alten Mittelstandes. Die realen Gehälter der hohen Staatsbeamten blieben weithinter der Inflationsrate zurück, die Einkommen der meisten Angehörigen der freien Berufe sanken, weil ihre Klientel verarmte. Besonders betroffen waren die Intellektuellen, die Künstler usw. Schriftsteller mussten sich plötzlich mit der Tatsache abfinden, dass auch sie nur »Waren« herstellten. Der Fortsetzungsroman für Zeitungen wurde zu ihrem neuen Betätigungsfeld. Ehemalige Offiziere wurden zu Angestellten in Banken oder in der Industrie. Die höheren Angestellten, die Ingenieure usw. wiederum mussten Einkommenseinbußen hinnehmen.<sup>16</sup>

Der verarmte Mittelstand musste neue, bisher ungewohnte Überlebensebenen finden. Sie reichten vom Verkauf von Schmuck und anderen Wertgegenständen, über die Vermietung von Wohnräumen bis zur offenen oder versteckten Prostitution.<sup>17</sup>

Unter den 1920 von der Wiener Sittenpolizei angehaltenen Frauen befanden sich 377 Beamtinnen, 571 Angehörige des Mittelstandes ohne bestimmten Beruf sowie acht Offiziersgattinnen. Diese Gelegenheitsprostituierten nannte man damals übrigens »Valutamädel«.<sup>18</sup>

Der Abstieg des Mittelstandes prägte seine politische Orientierung. Sein Blick war nicht nach vorn gerichtet sondern zurück in die Zeit der Monarchie:

...man hatte nur die »gute alte Zeit« in Erinnerung. Man blickte in die Vergangenheit, war monarchistisch oder sehnte sich nach einem »Ständestaat«, in dem die Mittelschichten ihre angestammten Privilegien wieder genießen würden. Der typische Ideologe dieser Richtung war Othmar Spann.<sup>19</sup>

Die Inflation und die damit verbundenen Sparmaßnahmen trafen in Wien am härtesten, weil dort der Verwaltungsapparat saß, der zu groß für die klein gewordene Republik Österreich war:

Ein weiteres Problem bildete die Stellung Wiens, das das Gepräge einer Hauptstadt für ein Reich von mehr als 50 Millionen Einwohnern trug. Hier war die staatliche Bürokratie konzentriert, hier lag das Handels- und Finanzzentrum der Monarchie; die Hauptverwaltungen der großen Industrieunternehmen hatten in Wien ihren Sitz. Von der privilegierten Stellung der Hauptstadt profitierte der Mittelstand – Rechtsanwälte, Ärzte, Künstler etc. Der Anteil der Berufstätigen im Dienstleistungssektor, im öffentlichen Dienst und in den freien Berufen war vor 1913 in Niederösterreich (inklusive Wien) doppelt so hoch wie in den übrigen Gebieten Zisleithaniens.<sup>20</sup>

---

<sup>14</sup> Friedrich Achberger. Die Inflation und die zeitgenössische Literatur. In: Aufbruch und Untergang. S. 31.

<sup>15</sup> Fritz Weber. S. 604.

<sup>16</sup> Ebda. S. 605.

<sup>17</sup> Ebda. S. 606.

<sup>18</sup> Ebda. S. 606.

<sup>19</sup> Ebda. S. 606.

<sup>20</sup> Ebda. S. 594.

Zu dieser Zeit konnte sich auch die Kunst nicht frei entfalten. Einzelne Theateraufführungen verursachten sogar Tumulte. Der wohl berühmteste war 1922 in Wien, gegen die Aufführung von Schnitzlers „Reigen“. Im Jahr 1929 wird das Stück von Karl Kraus „Die Überwindlichen“ verboten und die Oper „Dreigroschenoper“ von Bertolt Brecht und Kurt Weill, die die Kehrseite einer Großstadt mit Bettlern und Huren darstellte, wurde in Graz gewaltsam unterbrochen und nur das Eingreifen der Polizei konnte die Situation beruhigen.

## Literatur

In der berühmten Studie „Der habsburgische Mythos in der österreichischen Literatur“ (1966 in deutscher Sprache erschienen) versuchte Claudio Magris zu zeigen, dass alle dort behandelten Autoren der Erinnerung der Habsburgermonarchie verhaftet waren:<sup>21</sup>

Nach Magris nach dem Untergang der Monarchie führte die Orientierungslosigkeit der Autoren dazu, dass sie sich weiterhin an die idealisierende und verzaubernde Habsburgische Tradition“ klammerten und „die verfremdende Mythisierung der historischen Wirklichkeit, die das ganze Zeitalter Franz Josefs gekennzeichnet hatte“, annahmen oder wenigstens für sich nahmen...Die These von Magris lautet, dass die erste Republik in ihrer (Autoren) Existenz nicht erfasst wurde, da die Autoren aus Unzufriedenheit mit der Gegenwart sich der Vergangenheit zugewendet haben.<sup>22</sup>

Diese These wird aber nicht von allen Literaturwissenschaftlern anerkannt. Es gab auch Schriftsteller, die sich mit den damals aktuellen Themen beschäftigten, aber heute in Vergessenheit geraten sind.

Friedrich Achberger ist der Meinung: „Es ist ein typischer Zug der österreichischen Literatur der zwanziger Jahre, daß Probleme unmittelbarer gesellschaftlicher Relevanz sofort Ausdruck finden.“<sup>23</sup> Diese Probleme bezogen sich auf alle Bereiche, wie Ökonomie und Politik<sup>24</sup>, und vertraten die verschiedenen gesellschaftlichen Schichten:

...die Literatur der Ersten Republik klassenspezifische Interessen vertritt. Die sozialdemokratische bzw. Arbeiterliteratur unterscheidet sich von der bürgerlichen am deutlichsten dadurch, dass sie die erste Republik bejaht. Eine Literatur des Ressentiments, wie sie oben charakterisiert wurde, konnte es auf Seiten der Arbeiterklasse kaum geben, da die erste Republik, zumindest am Anfang, für sie nur Emanzipation und Aufstieg bedeuten konnte. Die Inflation selbst hat in der Arbeiterliteratur kaum Niederschlag gefunden, auch wenn Geldentwertung, Arbeitslosigkeit und Mangel genug Leid und die Luxusentfaltung Empörung verursacht haben mögen. Anders hingegen der Großteil der bürgerlichen Texte, die die Zerstörung der alten Weltordnung, thematisiert in der Inflation, beklagen: Verlust des großen Reiches, Demokratisierung, Aufstieg der Arbeiterklasse, Bankenzusammenbrüche – alle diese Erfahrungen lassen kein Einverständnis mit der Republik zu, auch wenn sie tatsächlich nichts mit ihr zu tun haben.<sup>25</sup>

---

<sup>21</sup> Schmidt-Dengler. Die erste Republik in der Literatur. >Wiener Roman< und Feuilleton. In: Friedbert Aspetsberger. Staat und Gesellschaft. Wien 1977. S. 65.

<sup>22</sup> Ebd. S. 65f.

<sup>23</sup> Friedrich Achberger. S. 29.

<sup>24</sup> Ebd. S. 30. „Die Literatur der frühen zwanziger Jahre zeigt in aller Deutlichkeit die Hauptgefahren, denen die junge Republik ausgesetzt war. Neben den Bestrebungen, Österreich als eigenen Staat aufzulösen und es der Weimarer einzuverleiben, sind es vor allem die antidemokratischen Tendenzen verschiedenster politischer Herkunft, die den Staat von innen auszulösen drohen.“

<sup>25</sup> Achberger. S. 35.

Der erste, der eine Unterscheidung der Literatur in Zusammenhang mit gesellschaftlichen Schichten vornimmt war kein Literaturhistoriker, sondern ein berühmter Politiker dieser Zeit:

Die Anregung, den Niederschlag der großen Umwälzungen nach 1918 in der bürgerlichen Literatur Österreichs zu untersuchen, ging zum ersten Mal nicht von einem Literaturhistoriker, sondern von einem bekannten Politiker aus. Einem kleinen Abschnitt in seinem Buch „Die österreichische Revolution“ aus dem Jahre 1923 – man beachte das Datum! – hat Otto Bauer jener Dichtung gewidmet, in der sich der Umbruch nach der Gründung der Republik spiegelt. Neben Karl Kraus und Franz Werfel erwähnt er allerdings ausschließlich solche Autoren, die heute ganz oder beinahe ganz vergessen sind: Ernst Angel, Karl Hans Strobl, Rudolf Hans Bartsch, Felix Grafe, Thaddäus Rittner. Die Diagnose, die er stellt, gilt – und davon wird später zu sprechen sein – vor allem für Karl Hans Strobels Roman „Gespenster im Sumpf“; diese Diagnose lautet: „Daß die Waschfrau besser entlohnt werde als der Universitätsassistent, wurde zum Schlagwort der Agitation. Der Klassenneid gegen die Arbeiterschaft wurde zum stärksten Leidenschaft der untergehenden Schichten des Bürgertums. Er erfüllte die breiten Schichten des mittleren und kleinen Bürgertums mit Haß gegen die Revolution, gegen die Arbeiterklasse, gegen die Sozialdemokratie.“<sup>26</sup>

Schmidt-Dengler zitierte in seinem Aufsatz „Wien 1918: Glanzloses Finale“<sup>27</sup> oft Otto Bauer und seine Kritik am Bürgertum, dem auch die Intellektuellen angehörten. Bauer kritisierte die Intellektuellen, die bisher freundlich gesinnt, sich 1919, weil sie ihre Privilegien verloren hatten, gegen die Sozialdemokraten wandten, und sich damit von der arbeitenden Masse und damit vom Volk distanzieren:

So gering die Intelligenz an Zahl ist, so groß ist ihr Einfluß auf die Gesellschaft. Immer ist sie es vor allem, die die öffentliche Meinung formt. Die „öffentliche Meinung“ begann sich gegen die Machtstellung der Arbeiterklasse zu wenden. Breite Schichten der Intelligenz, der Beamtenschaft, der Angestelltenschaft, des Kleinbürgertums, die im Herbst 1918 von der roten Flut mitgerissen worden waren, standen im Sommer 1919 der Sozialdemokratie todsfeind gegenüber. Die Herrschaft des Bürgertums in Staat und Gesellschaft wiederherzustellen, alle der Arbeiterschaft feindlichen Kräfte zu diesem Zweck wieder zu vereinigen, erschien ihnen nun als die höchste Aufgabe.<sup>28</sup>

An anderer Stelle kritisierte Bauer nochmals die Intelligenz:

Die Intellektuellen verstanden nicht, dass die Umwälzung der Einkommensverteilung Ergebnis eines elementaren ökonomischen Prozesses war, unentrinnbare Wirkung der großen historischen Katastrophe, des Krieges, der Auflösung des alten Wirtschaftsgebietes, des Gewaltfriedens war. Sie hielten die Lohnerhöhungen, die die Folge der Geldentwertung waren, für die Ursache der Verelendung des „Mittelstandes“. Dass da und dort die Löhne von Handarbeitern über das Einkommen akademisch Gebildeter stiegen, hielten sie für willkürliche Wirkung der neuen politischen Machtstellung der Arbeiterklasse.<sup>29</sup>

Karl Kraus war einer der wenigen Intellektuellen, die diese Abwendung des Bürgertums bemerkten und, aus Anlass der starken Stimmverluste der Sozialdemokraten bei den zweiten Parlamentswahlen, kritisierten:<sup>30</sup>

Ist es nicht die hoffnungsloseste und toteste aller Gewißheiten, unter einer Nation zu leben, die durch Schaden dümmert? Die von dem Furchtbaren Trugschluß der Dummheit vegetiert, daß, weil es einmal besser war, bevor es schlechter wurde, nicht die Schuldigen, sondern die Verschuldeten an der Entwicklung schuld seien? Daß an den Folgen des Brands die Feuerwehr schuld sei, weil sie nicht auch imstande ist, den Schaden zu ersetzen?<sup>31</sup>

<sup>26</sup> Schmidt-Dengler. Die Erste Republik in der Literatur. S. 65. Zitiert aus: Otto Bauer. Die österreichische Revolution. Wien 1923, S. 208.

<sup>27</sup> Schmidt-Dengler. Wien 1918: Glanzloses Finale. In: Ders. Ohne Nostalgie: zur österreichischen Literatur der Zwischenkriegszeit. Wien 2002. S. 30.

<sup>28</sup> Ebda. S. 30. Zitiert aus: Otto Bauer. Die österreichische Revolution. Wien 1923, S. 211.

<sup>29</sup> Ebda. S. 30. Zitiert aus: Otto Bauer. Die österreichische Revolution. Wien 1923, S. 211.

<sup>30</sup> Achberger. S. 36.

<sup>31</sup> Ebda. S. 36. Zitiert aus: Karl Kraus. »Klarstellung« In: Die Fackel, NR. 554-556 (November 1920) S. 2f.

Die Auswirkungen der Krise Österreichs konnte man am besten in Wien sehen.<sup>32</sup>

Die Krise Österreichs ist – wie schon mehrfach angedeutet – in diesen Jahren die Krise Wiens. Die österreichische Identität hatte sich mehr und mehr mit Wien identifiziert; der Abverkauf der Identitätssymbole und Insignien (z. B. die Verwandlung von Palästen in Banken, der Großskandal: Karl Krauss: Die Fackel Nr. 588-594 März 1922, S. 1f) bedeute, so meinte man, auch den Verlust der österreichischen Identität auf Raten. Noch aber umstehen die gewaltigen Bauten aus der Monarchie den Wiener Alltag, noch ist das Zeremoniell erhalten geblieben, noch ist der Kunstalltag für die Bürgerwelt gleich. Operetten und Konditoreien gibt es noch immer. Es ist klar, dass die Kulturarbeit der Sozialdemokraten von der Peripherie begann, von den Bezirken jenseits des Gürtels, und so nicht in den Lichtkegel der Aufmerksamkeit unserer Autoren rückte, die auf das Zentrum fixiert bleiben. Für die meisten von ihnen wurde da aus dem locus amoenus der locus terribilis.<sup>33</sup>

Bezeichnend daher auch die Abkehr von Wien: Hofmannsthals Konzept für seine Festspiele vertraute einer schönen Stadt der sogenannten Provinz, in der die Veränderung nicht so wirksam und folgenreich schien.<sup>34</sup>

Als Musterbeispiel in der Literatur für die Nachkriegsfolgen dient Hugo Bettauers *Die freudlose Gasse*. In diesem Roman wird die Lage des alten Bürgertums dargestellt und deren Begegnung mit den Neureichen:

- a) ausführlich wird die Proletarisierung des Bürgertums dargestellt – Hunger in der Familie des ehemaligen Generals Rumfort, die Notwendigkeit, Möbel und Erbstücke zu verkaufen und Zimmer zu vermieten;
- b) im Kontrast dazu steht die Luxuswelt der neuen Reichen: Festmähler, Tanz und Automobile, dahinter die Börsen-, Devisen- und Schiebergeschäfte, die diese Schichten unterhalten;
- c) schließlich das Bordell als der sinnfällige Ort, wo beide Welten sich treffen, das gedemütigte, ausgebeutete Bürgermädchen als Prostituierte, die Inflationsgewinner als Kunden.<sup>35</sup>

Es gab also Schriftsteller, welche die damals gegenwärtigen gesellschaftlichen Umstände beschreiben, und sich nicht nach der Monarchie gesehnt haben. Um einige zu erwähnen: Karl Hans Strobl, Hugo Bettauer, Karl Paumgarten usw. Obwohl diese Schriftsteller heute nicht mehr bekannt sind, wurden sie damals viel gelesen. Für sie erschien die Habsburger-Monarchie als etwas, mit dem es endgültig vorbei war.<sup>36</sup>

## Frauen

Nach dem Ersten Weltkrieg verdrängte die schlanke, jugendhafte Frau (»der Garçonne«) die üppige Weiblichkeit als Ausdruck tiefgreifender soziologischer Veränderungen. Frauen-, Arbeiter-, und Jugendbewegungen, sowie die Popularisierung der Psychoanalyse und des Sports

---

<sup>32</sup> Ebd. „Flüchtlingseiland und Inflationszauber machten sich in ein und derselben Stadt breit, eine katastrophale Verarmung von Beamten und Angestellten stand dem durch sozialdemokratische Politik relativ erhöhten Einkommen der Arbeiter gegenüber; neue Wirtschafts- und Verkehrsreformen traten in Erscheinung, während die alten weiterexistierten.“ S. 31.

<sup>33</sup> Schmidt-Dengler. Wien 1918: Glanzloses Finale. S. 46.

<sup>34</sup> Ebd. S. 46. Dazu auch der Aufsatz von Karlheinz Rossbacher. Literatur und Ständestaat. Aufbruch und Untergang. S. 93-107. Rossbacher erwähnt in seinem Aufsatz Schriftsteller rund um Guido Zernatto, die man als Vertreter einer „Heimatkunst“ oder auch als Vertreter einer österreichischen „Provinzkultur“ bezeichnen kann, die sich von Wien entfernt hatten. S. 93

<sup>35</sup> Achberger. S. 30.

<sup>36</sup> Schmidt-Dengler. Die Erste Republik in der Literatur. S. 69.

veränderten die Beziehung zwischen Mann und Frau. Gemütshafte Passivität wurde durch Aktivität ersetzt. Als Berufstätige, als Sportlerin, als Politikerin, als Wissenschaftlerin oder als Künstlerin griff die Frau in das Gegenwartsgeschehen ein und bewies damit augenscheinlich ihre Selbständigkeit und Unabhängigkeit.<sup>37</sup>

Die alte Familienordnung mit dem Vater im Zentrum wurde durch die Ereignisse des ersten Weltkrieges zu Sturz gebracht:

Die alte Ordnung ist dahin, die Autoritäten sind gestürzt. Das alte Vaterbild, der Patriarchalismus in Familie und Staat sind gefallen. Statt Unterwerfung und Gehorsam dominieren Unbotmäßigkeit und Oppositionsgeist, die sich auf alle sozialen Einrichtungen übertragen. Das katastrophenartig erfahrene Kriegsende bringt, wie der Psychoanalytiker Paul Federn 1919 analysiert, die »vaterlose Gesellschaft«<sup>38</sup>

Für die Mann-Frau Beziehung, für die Arbeiterklasse und für die von der Front heimkehrenden Soldaten bot die Sozialdemokratie mit Viktor Adler an der Spitze Orientierung: „Die SDAP bietet sich als Ordnungsfaktor im Chaos an und diszipliniert die leidenschaftliche Erregtheit der Straße.“<sup>39</sup> Im Wahlaufuf der Sozialdemokraten spielte die Frau eine wichtige Rolle und wurde ins Zentrum der Gesellschaft gerückt:

Der Sozialismus bringt allen eine neue Zeit, vor allem auch den Frauen. Gegen den Widerstand der Christlichsozialen und der Deutschnationalen hat die Sozialdemokratie das Frauenwahlrecht durchgesetzt; jetzt müssen alle Gesetze fallen, die die Frauen gegenüber den Männern benachteiligen. Alle Berufe, mit Ausnahme derer, die dem weiblichen Organismus schädlich sind, sind den Frauen zu öffnen. Vor allem aber muß überall der Grundsatz verwirklicht werden: Für gleiche Arbeit gleichen Lohn, ob Mann oder Frau die Arbeit leistet! Das fordert nicht nur das Interesse der Frauen, sondern auch das der Männer: Die arbeitenden Frauen sollen ihre männlichen Arbeitskollegen nicht mehr unterbieten, sondern gemeinsam mit ihnen arbeiten, organisieren, verwalten!

Ihr Wahlrecht aber sollen die Frauen benützen, um Schutz für sich und ihre Kinder durchsetzen. Nach dem furchtbaren Blutverlust des Krieges muß die Gesellschaft für die Aufzucht eines gesunden Nachwuchses sorgen! Darum fordern wir die Mutterschaftsversicherung, damit sich die jungen Mütter, von der Berufsarbeit entlastet, der Pflege ihrer Kinder widmen können; darum fordern wir die Beistellung der notwendigen Mittel für die öffentliche Säuglings-, Kinder-, Waisenfürsorge; darum verlangen wir das ausnahmslose Verbot der gewerblichen Kinderausbeutung; darum muß sich der Staat der unehelichen Mütter und unehelichen Kinder annehmen, darf er auch die unehelichen Kinder nicht mehr zu Zehntausenden elend zugrunde gehen lassen! (Aus dem Wahlaufuf der SP zu den Februarwahlen 1919; in: Sozialdemokratische und anarchische Bewegung im Jahr 1918, Wien 1919, S. 49f.)<sup>40</sup>

Für bürgerliche Frauen war die Situation unsicher geworden, denn sie sind deklassiert worden und litten unter Geldmangel. Sie hatten Schwierigkeiten sich anzupassen, wollten eine „gewöhnliche“ Arbeitsstelle nicht annehmen und hatten im Elternhaus keinen ordentlichen Beruf gelernt. Aus diesen Gründen wandten sich Viele letztendlich der Prostitution zu: „Auch

---

<sup>37</sup> Alfred Pfoser. Verstörte Männer und emanzipierte Frauen. Zur Sitten- und Literaturgeschichte der Ersten Republik. Aufbruch und Untergang. S. 209.

<sup>38</sup> Ebda. S. 205. Weiter schreibt Pfoser: „Sehr treffend hat Robert Musil den neuesten Status des Mannes als den eines bedrohten Ödipus bezeichnet. Der männliche Mann kann neuerdings nicht mehr zurück in den Schoß der mütterlichen Frau, um sich vom rauen Leben, vom Kampf ums Dasein und von seiner profitorientierten Vernunft zu absentieren.“ S. 208

<sup>39</sup> Ebda. S. 206.

<sup>40</sup> Hana Hacker. Staatsbürgerinnen. Ein Streifzug durch die Protest- und Unterwerfungsstrategien in der Frauenbewegung und im weiblichen Alltag 1918-1938. Aufbruch und Untergang. S. 225.

Schnitzlers berühmte Novelle *Fräulein Else* ist ein Exempel dafür, wie das Bürgertum durch die öffentliche Preisgebung des weiblichen Körpers sich finanziell zu retten sucht.<sup>41</sup>

Als Schnitzler an seiner Novelle schrieb, war der Auftritt nackter und halbnackter Mädchen auf den Bühnen der Revuetheater und Varietés in den europäischen Metropolen ein viel besprochenes und goutiertes Ereignis. „Naturalistisches Ballett“ stand etwa im Programmheft, und Titel wie *Die Welt ohne Schleier* oder *Drunter und Drüber* verhiessen den Besuchern sensationelle Tableaus und laszive Einblicke.<sup>42</sup> Felix Salten bezeichnete 1924 in der *Neuen Freien Presse* dieses Phänomen als Symptom einer von Inflation und Weltkrieg desillusionierte Gesellschaft: „Eine Zeit, die keine Illusion hat, nimmt auch den Frauenkörper ohne Verschleierung als öffentliches Schaustück an. So ist es immer gewesen in allen Zeiten der Revolution oder der gesellschaftlichen Umwälzung.“<sup>43</sup>

Durch diese Entwicklungen wurden die strengen Sitten lockerer, was mit einem Anwachsen der Prostitution gegen Kriegsende einher ging:<sup>44</sup>

In der offiziellen Zeitschrift für die österreichische Bundes- und Gemeindepolizei berichtet 1921 ein Beamter davon, daß 1920 in Wien fast 8000 Frauen von polizeilichen Organen wegen Ausübung der unkontrollierten Prostitution angehalten wurden; fast 40 Prozent von ihnen gehörten der Mittelschicht an. Viele Beamtinnen, Angestellte und Angehörige des Mittelstandes ohne Beruf, vor allem viele Jugendliche versuchten durch den Verkauf ihres Körpers der ökonomischen Proletarisierung zu entgehen. Zugleich grassierten in hohem Maß die Geschlechterkrankheiten.<sup>45</sup>

Der Kanzler Ignaz Seipel setzte drastische gesetzliche Maßnahmen, um diesem Phänomen Herr zu werden, die allerdings Freiheit und Privatsphäre der Bürger sehr beschränkten:

Seipel, der die Forderung nach der »Seelensanierung« auf seine Fahne schrieb, und seine Bürgerblockregierungen ließen sich drastische Maßnahmen zur Bekämpfung der »Zügellosigkeit« einfallen. Neben den Bemühungen, die Zensur wieder einzuführen, ist hier vor allem die in Wien recht aktive Sittenpolizei zu erwähnen, die in Wiener Hotels Razzien durchführte und das außereheliche Geschlechtsleben zu beobachten suchte. Daß dieser behördliche Eingriff in das Privatleben auf heftige Kritik stieß, kann man sich angesichts der damals in Wien herrschenden Wohnungsnot vorstellen. Selbst Ehepaare wurden bei den nächtlichen Streifzügen aufgegriffen, wenn sie den Schlaf- und Wohnperch zur Befriedigung ihrer sexuellen Bedürfnisse flohen.<sup>46</sup>

Aber auch Männer waren mit einer Zeit des Übergangs konfrontiert, in der die ursprünglichen sozialen und emotionalen Sicherheiten nicht mehr existierten. Wie man den neuen Herausforderungen gegenübertrat, war unterschiedlich:

---

<sup>41</sup> Pfoser. S. 207.

<sup>42</sup> Ebda. S. 208.

<sup>43</sup> Gisela Steinlechner. *Fräulein Else*. Eine Zeitreise zwischen Fin de Siècle und Roaring Twenties. In: *Affairen und Affekte*. Wien 2006. S. 135f. Zitiert aus: Felix Salten. „Wien gib acht“, in: *Neue Freie Presse*, 20 Februar 1924.

<sup>44</sup> Pfoser. S. 210. „Die Alte Ethik wird auch durch die immer offensichtlicher moralische Korruption, durch die riesigen Gewinne der Kriegslieferanten, durch den zur Schau gestellten neuen Reichtum und die immer schlimmer werdende Not der Bevölkerung untergraben. Karl Kraus hat diese Entfesselung der Verhältnisse in den *Letzten Tagen der Menschheit* als eigendynamische Entblößung der bürgerlichen Gesellschaft dokumentiert.“

<sup>45</sup> Ebda. S. 207. „Der Arzt und Sittengeschichtler Magnus Hirschfeld kommt zu dem Ergebnis, dass der Erste Weltkrieg die größte Sexualekatastrophe, die jemals über die zivilisierte Menschheit hereingebrochen ist.“

<sup>46</sup> Ebda. S. 207.

Irritiert fühlte man sich auf jeden Fall, die Reaktionen auf diese Irritation allerdings reichten von radikaler Kampfansage bis zu ohnmächtiger Resignation oder vorsichtiger Annahme der neuen Werte. Im Zentrum dieser männlichen Verunsicherung, die viele mit einer Stabilisierung nach rückwärts abzufangen suchten, stand die neue Frau die von der Rechten oft in einem Zug mit dem Bolschewismus, dem Judentum und der Negerkultur als eine der fundamentalen Bedrohungen erlebt wurde.<sup>47</sup>

Auch in der Literatur wurde die „neue Frau“ als Bedrohung angesehen. Ein Beispiel dafür ist Karl Paumgartens Roman „Republick“:

In seinem Hohnroman auf die neue Demokratie, „Republick“, sind es die Amts und Finanzjuden, die sich kurzröckige, mit Seidenstrümpfen ausgestattete Mädchen ausschließlich zu ihrer Lustbarkeit engagieren. Berufliche Unbedarftheit wird bei ihnen ausdrücklich als Qualifikation angesehen, während sie den anständigen, arbeitswilligen Mädchen in Wollstrümpfen keine Chance für eine Anstellung geben.<sup>48</sup>

---

<sup>47</sup> Ebda. S. 214.

<sup>48</sup> Ebda. S. 212.

## **II. Arthur Schnitzler nach dem ersten Weltkrieg**

Schnitzler war neben Karl Kraus einer der wenigen österreichischen Intellektuellen, die vom Weltkrieg nicht begeistert waren. Am 5. August 1914 schrieb er in seinem Tagebuch: „Der Weltkrieg. Der Weltruin...“

Nach dem verlorenen Krieg und dem Zerfall der Monarchie wurde in mancher Sekundärliteratur behauptet, Schnitzler hätte das Ende der Monarchie verdrängt und die Veränderungen nach 1918 nicht wahrgenommen.<sup>49</sup> Oft wird auch behauptet, er sei reich gewesen und hätte nie Geldsorgen gehabt. Diese Annahmen entsprechen aber nicht der Realität, glaubt man seinen Tagebüchern. Dort berichtet er ausführlich über seine Unzufriedenheit und Ängste, was die politische und auch seine persönliche Zukunft angeht.

In der zeitgenössischen Politik dreht sich damals alles um die Überlebenschancen des zusammengeschrumpften „Deutschösterreich“. Ob es allein überhaupt überlebensfähig sei und wie die Gründung und Führung des neuen Staates bewerkstelligt werden sollte. Schnitzler gehört zu den Leuten die meinten Österreich sei allein nicht überlebensfähig und auf die „Diktatur des Proletariats“ reagierte er mit Abscheu.<sup>50</sup>

Die Aufstände, Hungersnöte und tiefgreifenden Umwälzungen in den Gründungsjahren der Ersten Österreichischen Republik erlebte er als „Zeit des Grauens und der Schurkerei“.<sup>51</sup>

Trotz seiner Abscheu gegenüber der politisch „verschweinten“ Welt, wie er sie nennt, wählte Schnitzler am 16. Februar 1919 die Sozialdemokraten, wie er es auch zu Kaisers Zeiten immer getan hatte. Schnitzler verfolgte die aktuellen Entwicklungen der Politik mit wachsendem Abscheu, wobei er die Friedenbedingungen für Deutschland in Versailles so ungeheuerlich wie jene für Österreich in Saint-Germain fand.<sup>52</sup>

Weil Schnitzler die damalige Realität zutiefst unsympathisch war, flüchtete er sich in die Arbeit.<sup>53</sup> Neben diesen globalen Problemen beschäftigten Schnitzler auch persönliche. Er litt zunehmend unter dem physiologischen Prozess des Alterns: „Zeit ist nur ein Wort. - Ja – aber Altwerden ist eine Thatsache.“ notierte er in sein Tagebuch (17.3.1919. Tagebuch 1917-1919 S. 239).<sup>54</sup> Was ihm physisch am meisten zu schaffen machte war, sein Ohr. Er hörte oft Ge-

---

<sup>49</sup> Dazu ist das Buch von Schmidt-Dengler: „Ohne Nostalgie“ empfehlenswert.

<sup>50</sup> Renate Wagner. Wie ein weites Land. Arthur Schnitzler und seine Zeit. Wien 2006. S. 267.

<sup>51</sup> Michael Scheffel. Nachwort. In: Arthur Schnitzler: Ausgewählte Werken in acht Bänden. Hrsg. von Heinz Ludwig Arnold. Spiel im Morgengrauen: Erzählungen 1923-1931. S. Fischer: Frankfurt am Main 1999. S. 384. Zitiert aus ein Brief Schnitzlers an Georg Brandes am 16. 08. 1920. In: Arthur Schnitzler Briefe 1913-1931. Hg. P. M. Brauenwarth. u. a. Fr. a. Main.1984. S. 212-215.

<sup>52</sup> Renate Wagner. S. 268.

<sup>53</sup> Ebda. S. 271.

<sup>54</sup> Scheffel. Nachwort. S. 386.



räusche, die ihm manchmal sogar Unterhaltungen oder Kino- und Theaterbesuche unmöglich machten.<sup>55</sup> Noch gravierender für seinen Zustand waren die ständigen Auseinandersetzungen mit seiner Frau und die spätere Scheidung.<sup>56</sup>

Im Folgenden möchte ich anhand von Auszügen aus Schnitzlers Tagebüchern seine finanzielle Lage und seine Meinung über die damaligen politischen und gesellschaftlichen Entwicklungen darstellen.

## **Inflation**

Schnitzler machte sich schon vor dem Ende des Krieges Sorgen über die Inflation. Am Anfang des Jahres 1917 schrieb er: „Theuerung geht ins ungemessene.“ (1.2.1917. S. 20) Er überlegte es sich sogar, aus Wien wegzuziehen: „O. spricht flüchtig von einer Übersiedlung nach Meran in der Zukunft. Es ist wirklich fraglich, wie wir rein materiell nach 2, 3 Jahren hier weiter leben sollen.“ (3.2.1917. S. 21)

Er litt auch unter dem Mangel an Lebensmitteln und anderen notwendigen Dingen für den Alltag:

Besorgungen – vielmehr, ich suchte nach Tabak und Schokolade, vergeblich. (19.5.1917. S. 46.).  
Holzsorten. Wägen. Ich constatire daß wir auf Beheizung – wenn es uns überhaupt gelänge das nötige Material zu beschaffen, - inzwischen 150-200 Kr. – täglich brauchen würden. (17.11.1919. S. 309.)<sup>57</sup>

Sogar seinen Geburtstag muss Schnitzler ärmlich feiern: „Wer mir prophezeit hätte ich würde an meinem 55. Geburtstag zur Jausenzeit schlechtes Bier trinken und froh sein, daß ichs kriegen.“ (15.5.1917. S. 44)

Er war mit seinen Rechnungen sehr minutiös und machte am Ende oder am Anfang des Jahres eine Gesamtaufstellung über die Jahresausgaben. Das war eine Zeit, in der die Angst Schnitzlers und auch seiner Freunde, um ihre Finanz, am besten sichtbar wurde: „Mit Salten über die Zustände und Ausgaben. Grotesk. Er hat in diesem Jahr schon über 100.000 gebraucht. Ich wohl das doppelte.“ (19.11.1919. S. 309.)

---

<sup>55</sup> „Schlechte Nacht – spät eingeschlafen – vor Verzweiflung über mein Ohrgerdöhn geweint. (16.5.1917. S. 44)

<sup>56</sup> Scheffel. Nachwort. „Die sich im Grunde schon bei der Hochzeit mit der um zwanzig Jahre jüngeren Schauspielerin Olga Gußmann abzeichnende Krise seiner Ehe erreicht in den Nachkriegsjahren ihren Höhepunkt. Olga, die sich von Schnitzler unterdrückt und in ihrer künstlerischen Entwicklung als Sängerin behindert sieht, beginnt 1918 ein Verhältnis mit Wilhelm Groß, einem begabten Komponisten und Musiker, der in Schnitzlers Haus verkehrt.“ S. 386.

<sup>57</sup> Alle in Klammern angegebene Daten und Seitenzahlen sind aus: Arthur Schnitzler. Tagebücher 1892-1931. Unter Mitwirken von Peter Michael Braunwarth. Hrsg. von d. Kommission für Literarische Gebrauchsformen d. Österreichischen Akademie d. Wissenschaften. Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. Wien 1987-2000.

An seiner Armut ist nicht die Verringerung seiner Einnahmen schuld, sondern die Inflation: „Rechnung (Einnahmen) 1918 abgeschlossen. Unter normalen Verhältnissen wär es eine fabelhafte Summe; - was bedeutet es heut?-, (10.1. 1919. S. 220)

Über diesen Zustand macht er den Staat verantwortlich:

Hr. Feuer macht mit mir die Steuerfession. Theilt mir die Weisung von oben mit: es müsse streng und rücksichtslos vorgegangen werden. Es geschieht (sagt F.) wissentlich den Steuerzahlern Unrecht. Dabei überflüssig – da ja doch immer Geld gedruckt wird. Aber man will sich vor dem Ausland mit hohen Steuereingängen ausweisen! – Würde sich ein Privatmann benehmen wie der Staat, – er wäre längst gehängt. (24.2.1917. S. 22.)

Wie viele Angehörige des Bürgertums verabscheute auch Schnitzler den sozialistischen Staat bei dem Gedanken, ein einfacher Arbeiter könnte mehr verdienen als Seinesgleichen: „Gehaltzustände in unserem herrlichen sozialistischen Staat – der Secundararzt 180 Kr. Monatlich, die Abwaschfrau – 18 Kr. Täglich – Und dergleichen.“ (23.6.1919. S. 265.)

Die stetig wachsende Inflation blieb für längere Zeit Grund zur Sorge für Schnitzler. Im Jahr 1919 betrug seine Ausgaben 300.000 Kronen.<sup>58</sup> Schon sechs Monaten danach hatte er die Summe, die er für das Jahr 1919 gebraucht hatte, ausgegeben: „Bilanz 1. Halbjahr 1920 erschreckend. Ausgaben über 300.000.“ (9.7.1920. S. 69.)

Die Teuerung und die Angst um sein Geld erschienen Schnitzler auch im Traum:

Traum. Ein Wagen, vor meinem Haus, zur Bahn, wofür er nur 100 Kronen verlangt, zu meinem Staunen. (Er wär heut kaum unter 2-3000 zu haben) (2.1.1920. S. 10.)  
12.8.1922. Traum. Wie viel? – 100.000. Worauf Jarno zu irgend jemandem, vor uns, hingeht und sich empört äußert – ich einem neben mir erkläre, das seinen heute nur 200 Kronen! (S. 342.)

Obwohl die Inflation über Jahre andauerte und immer höher wurde, konnte Schnitzler vor allem dank dem Verkauf von Filmrechten<sup>59</sup> immer noch gut leben:

Nachricht der amerik. Bank über die von der Firma eingezahlten 4.000 D. (eigentlich 5,- nur fällt 20% an die Agenten) - - nach dem jetzigen Kurs über 1 ½, fast 2 Mill.; - also ungefähr was ich in 25 Jahren mit allen meinen Sachen zusammen künstlerischen – und finanziellen Zustände drückt sich darin aus! – (9.11.1920. S. 106.)

Trotz seiner Einnahmen ist Schnitzler besorgt, da er einen großen Teil als Steuer abgeben musste: „Hr. Feuer; mit ihm Steuerberathungen. Unmögliche Zustände. Einkommen von einer Million, über 800.000 Steuern. Sicherer Ruin für jeden, der richtig fatiert (was auch die Beamten wissen).“ (17.3.1921. S. 158.)

In seinen Tagebüchern beschrieb er auch die Inflation in Deutschland. Er reiste oft dort hin, weil in Deutschland seine ehemalige Frau lebte, um die er sich finanziell kümmerte: „In der Bank bei Dr. Menczel. Krone steht 3000 Mark! – Olga wird 15-20 Milliarden monatlich brauchen (mindestens)!“ (18.9.1923. S. 83.)

---

<sup>58</sup> Schnitzler schreibt am 2.1.1920: Hätte ich so leben wollen, wie vor dem Kriege, so wäre es mindestens eine Million gewesen. Tagebuch 1920-1923. S. 106

<sup>59</sup> Anatol, Fräulein Else, Spiel im Morgengrauen, Der junge Merdarus usw.

Schnitzler beschrieb wie viel alltägliche Dinge kosteten. So bekommt man ein genaues Bild, wie rasant die Inflation voranschritt:

5.8.1923. Wir essen zu viert im Hotel: zahlen etwa 1 ½ Millionen Mark. Finanzgespräch O. kann ihren Aerger nicht verwinden, daß ich 100 d. vor vierzehn Tagen (durch DR. Menczels allerdings auffallend schlechte Intervention) um 32 M. für O verkauft, während es heute über 100 wären. S. 73.

11.9.1923. Lochau. Mit O. und Lili zu Schiff nach Konstanz – Münster; Inselhotel, Conditorei (wo wir über zehn Millionen Mark ausgaben. Der Dollar steht über 60 Millionen. Fischer schickte mir oder kündigte vielmehr eine neue a conto Zahlung Bühnenvertrieb von – 5 Mill. – das ist – etwa 10 cents an. Das kennzeichnet die Verhältnisse am besten) –S. 81.

Jetzt, wo alles so teuer geworden war, Nahrungsmittel und Heizmaterial schwer zu bekommen waren und sogar die Verleger nicht nur mit Geld, sondern auch mit Nahrungsmitteln entlohnten, kümmerte sich Schnitzler mehr als sonst um seine Finanzen. Er musste vor allem seine Honorare eintreiben, die ihm ausländische Auftraggeber schuldig geblieben waren:

Meine finanz. Verhältnisse verschlechtern sich rapid; dadurch dass die Zahlungen von allen Seiten ausbleiben. Insbesondere Amerika, hier vor allem der Verleger Thomas Seltzer betrügt sich als Gauner niedrigster Sorte. Auch Deutschland zahlt nur selten, und die Verleger (Fischer) zeigen alles Verständnis für das Leid der Directoren; nicht der Autoren. (21.7.1924. S. 165.)

Schnitzlers Geschäftskorrespondenz nahm in den folgenden Jahren lawinenartigen Charakter an, kostete ihm trotz der Hilfe seiner unentbehrlichen Sekretärin Frida Pollak unendlich viel Zeit und ließ in den USA sogar das Gerücht aufkommen, er sei in Not - geradezu am Verhungern, was ihm wiederum sehr peinlich war:<sup>60</sup>

Allerlei geschäftl. Telegramme und Correspondenzen irritieren mich, und mußten gleich erledigt werden. Nicht die finanziellen Schädigungen, oder deren Versuch irritiert mich so sehr, – als vielmehr die namenlose Schäßigkeit beinah aller Subjecte, mit denen man zu thun hat. – Dazu der Marktsturz! (19.1.1923. S. 17.)

Trotzdem bestand er weiterhin auf die pünktliche Bezahlung seiner Tantiemen und ärgerte sich über die Unseriösität der Verantwortlichen:

Dictirt Briefe – an die Sascha (die mich mit 30 dollar für Österreich abfinden möchte! -) an Feilchenfeld (Ausw. Handelsbank, - wegen aller möglichen finanz. Angelegenheiten) an Fischer, wegen Zahlungen, an den Herzverlag (Pollitzer wegen Vertrag über Geronimo im Dtsch. Novellenbuch – sie setzen 10.000 Exemplare (ein) statt 3-5!) an Bloch (wegen lächerlicher und verspäteter Tant. Verrechnung) u.s.w.; nichts als Aerger über Nachlässigkeiten, Schäßigkeiten, Betrügereien. Kopfweh. (3.11.1923. S. 94.)

Sein Kampf um das unbezahlte Geld dauerte Jahre. Er fühlte sich allein gelassen, weil er seit 1918 damit beschäftigt gewesen war und sich in diesen Jahren nicht viel geändert hat: „B. Cr. Anstalt. Director Pollak. Über Frage was ich verkaufen soll. – Rapider Verfall meiner Finanzen. – Das Mißverhältnis zwischen meinem Namen und meinen Einkünften geht keinem an.“ (29.9.1926. S. 361.)

---

<sup>60</sup> Renate Wagner. S. 371.

## Politik

Dass Schnitzler mit dem neuen Staatssystem unzufrieden war, kann man bereits an seinen Tagebuchäußerungen über seine finanzielle Lage erkennen. Es gibt aber auch deutlichere Aussagen über Schnitzlers Abneigung gegen die neue österreichische Regierung. Für ihn war eine Regierung von Arbeitern für Arbeiter das Schlimmste, und unterstellte ihr Sklaverei:

Vm. Bei Gustav; bei Leo (Fr. Silberstein), bei Schmidls. Überall ungefähr dasselbe Gespräch ...Generalstrike (?) der Eisenbahnen. Drohende Hungersnot. Bosheit und Idiotie der Ententenherren; Ausbreitung des Bolschewismus; Unsicherheit und Einbrüche. Die Versklavung unter dem Freiheitsbanner „Dictatur des Proletariats“ -, Pöbel und Literatentum. (27.3.1919. S. 241.)

Schnitzlers Einstellung gegenüber den Politikern, die an der Macht waren, wandelte sich im Laufe der Jahre von Abneigung über Hass bis hin zu Ekel: „Die polit. Und finanz. Zustände, das bolschewistische Gehaben unsrer Regierung; Ekel.“ (1.1.1922. S. 264.)

## Gesellschaft

Schnitzlers Tagebuchaufzeichnungen zeigen, dass er auch die gesellschaftlichen Veränderungen in Österreich sehr wohl bemerkt hat und dass sich während des Ersten Weltkrieges sehr viel geändert hat: „Traf Kapper, spazierten eine Weile. Über Kriegsnöte, Steuerschraube, sexuelle Not der Jugend, Tauschhandel, jammervolle Veränderung der Weltumstände und des Weltgefühls in diesen letzten Jahren.“ (16.3.1918. S. 122.)

Er äußerte sich über die Probleme der Jugend, besonders die der jungen Mädchen aus guter Familie, die sehr oft unter Geschlechtskrankheiten litten: „Prof. Ehrmann, über die Geschlechtskrankheiten. Erschreckend, sagt er, die Gonorrhöen bei den jungen Damen aus guter Familie.“ (13.6.1918. S. 151.)

Schnitzler sah mit Abscheu, wie die Wiener Gesellschaft heterogen wurde und sich unterschiedliche Klassen vermischten: „Im „Atlantis“ Café (Familie, zur „Feier“). – Wie balkanisiert das Wiener Publikum ist! Mit O. und Heini unter eine Menge von Schiebern und Flittchen und Bürgertum genachtm.“ (23.6.1919. S. 265.)

Auch für Intellektuelle und ihre Tätigkeit hatte Schnitzler nicht viel übrig:<sup>61</sup> „Die Depravation dieses Literatenvolkes (Gütersloh, Werfel, Moissi, die Roland, Ehrenstein auch dabei) dies Gemisch von Opportunismus, Snobismus, Verlogenheit und Schamlosigkeit ist ganz einzig.“ (15.6.1919. S. 261.)

---

<sup>61</sup> Sogar sein Freund Hofmannsthal gehört dazu: „Von Hugo kann ich kaum was lesen ohne innern Widerstand (ich meine was er so gelegentlich veröffentlicht, wie heut eine Moliersache in der N. Fr. Pr.) Das Niveau immer zu spüren – und zugleich eine Überheblichkeit, Affectation, Snobismus, die mir immer unerträglicher werden.“ 15.1.1922. S. 269.

Des Weiteren erwähnte er zwei typische Vertreter der Monarchie und stellte ihre Lebensverhältnisse in der neuen Zeit dar. Der Erste war ein inzwischen ziemlich runtergekommener Offizier:

Der zerlumpte Oberleutnant, der mich in der Bognergasse anbettelt – „bitte nicht böse sein“ – „ich bin Monarchist ... jeder kann sein was er will“ ... möchte nur einen „Hut voll Kohlen“ ... friert mit Frau Kindern,- rennt mit zerrissnen Sohlen in den Straßen herum, hoffnungslos... - Ein Schicksal unter tausenden, – man weiß von den tausenden und spürt (ein paar Minuten lang) das eine. (12.2.1924. S. 125.)

Der Zweite war die langjährige Gouvernante Schnitzlers, Wucki, die er nach den Problemen mit seiner Tochter entlassen hat. Sie erinnert an Thereses Schicksal:

Nm. verließ Wucki, nach acht Jahren, unser Haus; ganz gebrochen. Sie fährt nach Oberhollabrunn, wo ihr das Mietamt ihr Zimmer weggenommen hat. Ich lud sie ein, bald wiederzukommen – und bei uns zu wohnen, bis sie eine Stellung gefunden, wovon sie vorläufig nichts wissen will. (24.10.1924 S. 198.)

Schnitzler war ein sehr genauer Beobachter seines Umfeldes. Ein Großteil seiner Tagebücher beziehen sich auf Inflation, Ökonomie, Politik und die Jugend. Ihm wird vorgeworfen, er hätte diese Themen in seinen Werken nach 1918 nicht behandelt, was meiner Meinung nach, und wenn man seine Tagebücher liest, ziemlich unwahrscheinlich ist, da sie ihn sehr beschäftigt und auch persönlich betroffen haben.

### III. Casanovas Heimfahrt

#### Statusverlust

„Casanovas Heimfahrt“ (1918) ist das erste Werk Schnitzlers, das in dieser Arbeit behandelt wird. Zusammen mit dieser Novelle entstand auch sein Drama „Die Schwestern oder Casanova in Spa“ (1919), mit Casanova als Hauptfigur.

Laut Rey ist es mit Sicherheit kein Zufall, dass am Ende des ersten Weltkrieges zwei Werke mit Casanova als Titelhelden erschienen. Die Protagonisten sind als Komplementärfiguren angelegt.<sup>62</sup> „Dem jungen Casanova des Lustspiels, auf der Höhe seines Ruhmes, ... tritt der alternde Abenteurer der Erzählung entgegen, der, ein Schatten seines früheren Selbst, zu Betrug und Bestechung greifen muß, um das zu genießen, was ihm früher tausendfach freiwillig geboten wurde.“<sup>63</sup>

Gleich in den ersten Zeilen der Novelle *Casanovas Heimfahrt* gibt es Parallelen zu Schnitzlers Leben. Casanovas Leben spielt ebenfalls in einer Übergangszeit und auch er ist mit einer alten und neuen Ordnung konfrontiert. Schnitzler war, so wie der alternde Casanova in seiner Novelle, in seinem dreiundfünfzigsten Lebensjahr, als er durch die Lektüre der Lebenserinnerungen Casanovas gefesselt wurde<sup>64</sup>, und die Novelle zu schreiben anfang. Wahrscheinlich hatte auch er Sehnsucht nach seiner alten Heimat, die sich im Laufe des ersten Weltkrieges sehr verändert hatte:

In seinem dreiundfünfzigsten Lebensjahre, als Casanova längst nicht mehr von der Abenteuerlust der Jugend, sondern von der Ruhelosigkeit nahenden Alters durch die Welt gejagt wurde, fühlte er in seiner Seele das Heimweh nach seiner Vaterstadt Venedig so heftig anwachsen...<sup>65</sup> (S. 237.)

Andere Punkte, in denen Casanovas und Schnitzlers Leben sich ähneln sind: Casanova war, so wie Schnitzler, Angehöriger einer untergegangenen Schicht. Er hat seinen Reichtum verloren, wovor Schnitzler große Angst hatte, und kam, so wie er selbst, mit den neuen gesellschaftlichen Verhältnissen nicht zurecht.

Casanova erinnert sich an seinen verlorenen Reichtum, an seine frühere, jetzt verlorene Lebensweise und weint drüber:

---

<sup>62</sup> William H. Rey: Arthur Schnitzler. Die späte Prosa als Gipfel seines Schaffens. Berlin: Erich Schmidt 1968. S.30.

<sup>63</sup> Ebda. S. 30. Rey sagt auch: Vergleicht man daraufhin Lustspiel und Erzählung, so zeigt sich sofort, daß Schnitzlers Darstellung des alternden Casanova höheres Gewicht und höheren Rang besitzt. Denn das Lustspiel kennt weder die Schwere des Lebens, noch den Ernst der ethischen Problematik.“ S. 30.

<sup>64</sup> Norbert Oellers. Arthur Schnitzlers Novelle „Casanovas Heimfahrt“. In: Von Franzos zu Canetti. Jüdische Autoren aus Österreich. Tübingen (Niemeyer) 1996. S. 243.

<sup>65</sup> Alle Textstellen mit Seitenzahlen in Klammern aus: Arthur Schnitzler. Casanovas Heimfahrt und andere Erzählungen. S. Fischer. Frankfurt a. M. 1961.

Er dachte der zwei etwas abgetragenen Gewänder, von denen er das schlechtere am Leibe trug, und der vielfach geflickten, einst fein gewesenen Wäsche, die mit ein paar Dosen, einer goldenen Kette samt Uhr und einer Anzahl von Büchern seinen ganzen Besitz ausmachten; – vergangene Tage fielen ihm ein, da er als vornehmer Mann mit allem Notwendigen und Überflüssigen reichlich ausgestattet ... im prächtigen Reisewagen durch die Lande fuhr; – und ohnmächtiger Zorn trieb ihm die Tränen in die Augen. (S. 238.)

Charakteristisch für die Entstehungszeit des Werkes ist, dass Casanova bereit ist, seine bisherigen Werte aufzugeben, sich zu verkaufen, um zu alten, vertrauten und sichereren Zuständen zurückzukehren: „Sein Heimweh ist stärker als seine geistige Integrität, und für den Preis der Rückkehr ist er nur zu bereit, sich an seine früheren Feinde zu verkaufen.“<sup>66</sup>

Ja, er vergaß sogar, daß es ihm wie ein höchstes Ziel erschien, in der Vaterstadt, die ihn erst eingekerkert und nach seiner Flucht geächtet und verbannt hatte, als der geringste ihrer Bürger, als ein Schreiber, als ein Bettler, als ein Nichts – sein einst so prangendes Dasein zu beschließen. (S. 248.)

Der Käuflichkeit schließt sich auch sein Altwerden und seine Armut an, was seinen Narzissmus verletzt. Er verliert die Selbstachtung und sieht sich entmachtet.<sup>67</sup>

»Sieh mich doch an, Amalia! Die Runzeln meiner Stirn... Die Falten meines Halses! Und die tiefe Rinne da von den Augen den Schläfen zu! Und hier – ja, hier in der Ecke fehlt mir ein Zahn«, – er riß den Mund grinsend auf. »Und diese Hände, Amalia! Sieh sie doch an! Finger wie Krallen... kleine gelbe Flecken auf den Nägeln... Und die Adern da – blau und geschwollen – Greisenhände, Amalia!« (S. 253.)

Sein Zustand führt dazu, dass er in der Vergangenheit leben will. Er kann seinem Zustand nicht bewusst werden und erfindet Lügen, die er nicht von der Wirklichkeit unterscheiden kann. Er schwankt zwischen der Realität der Gegenwart und dem Zauber der Vergangenheit hin und her und lebt so gleichsam in zwei Welten.<sup>68</sup>

Von all dem und manchem andern sprach er, als hätte es sich in einer eben erst verflossenen Zeit zugetragen und läge nicht in Wirklichkeit Jahre und Jahrzehnte zurück; mancherlei erfand er dazu, ohne sich seiner größern und kleinern Lügen selber recht bewußt zu werden, freute sich seiner eignen Laune wie der Teilnahme, mit der man ihm lauschte; und während er so erzählte und phantasierte, ward ihm fast, als wäre er in der Tat noch heute der glückverwöhnte, unverschämte, strahlende Casanova, der mit schönen Frauen durch die Welt gefahren, den weltliche und geistliche Fürsten mit hoher Gunst ausgezeichnet, der Tausende verschwendet, verspielt und verschenkt hatte. (S. 248.)

Seine Macht basiert nur auf willkürlichen Erinnerungen der Leute, die ihm Gesellschaft leisten.<sup>69</sup>

Seine Macht über die Menschen, Frauen wie Männer, war dahin. Nur wo er Erinnerung bedeutete, vermochte sein Wort, seine Stimme, sein Blick noch zu bannen; seiner Gegenwart war die Wirkung versagt. Vorbei war seine Zeit! (S. 272.)

---

<sup>66</sup> Rey. S. 34.

<sup>67</sup> „...»was für ein schmählicher Kerl ich geworden bin, Amalia! Noch vor zehn – noch vor fünf Jahren hätt´ ich kein Beistand und keine Fürsprache gebraucht, und wäre Marcolina die Göttin der Tugend selbst gewesen. Und nun will ich dich zur Kupplerin machen. Oder wenn ich reich wäre ... Ja, mit zehntausend Dukaten ... Aber ich habe nicht zehn. Ein Bettler bin ich, Amalia.« (S. 253.)

<sup>68</sup> Ebda. S. 38. Vgl. Oellers ist gleicher Meinung: „Das in der Vergangenheit Wirkliche als das in der Gegenwart unmögliche beschäftigt ihn so sehr, daß er sich nicht darauf einrichten kann, das in deinem Alter ihm Mögliche zu verwirklichen. Er spaltet sich in einen Gegenwarts- und einen Vergangenheits-Casanova.“ S. 246.

<sup>69</sup> Manchmal hat Casanova auch Paranoia Erscheinungen aber er erkennt bald, dass seine Größenwahnvorstellungen unsinnig sind. „Ist das Ganze, dachte er flüchtig, ein Streich meiner Feinde, um mir die Rückkehr nach Venedig zu erschweren – im letzten Augenblick unmöglich zu machen? Aber sofort mußte er sich sagen, daß dieser einfall völlig unsinnig war, vor allem schon darum, weil er ja nicht einmal mehr Feinde hatte. Er war ein ungefährlicher, herabgekommener alter Tropf; wen konnte seine Rückkehr nach Venedig überhaupt kümmern?“ (S. 267.)

Auch die Heimat, nach der Casanova sich so sehr sehnt, hat viele Ähnlichkeiten mit Österreich um 1918, als die Novelle entstand. Aus dem Brief Bragandinos erfährt Casanova, in Venedig gäbe es revolutionäre Bewegungen, die die alte Ordnung stören:

Geheime Verbindungen bestehen, die gegen unsre Staatsverfassung gerichtet sind, ja einen gewaltsamen Umsturz zu planen scheinen, und wie es in der Natur der Dinge liegt, sind es vor allem gewisse freigeistige, irreligiöse und in jedem Sinne zuchtlose Elemente, die an diesen Verbindungen, die man mit einem härteren Worte auch Verschwörungen nennen könnte, in hervorragendem Maße teilhaben. Auf öffentlichen Plätzen, in den Kaffeehäusern, von Privatörtlichkeiten gar nicht zu reden, werden, wie uns bekannt ist, die ungeheuerlichsten, ja geradezu hochverräterische Unterhaltungen geführt; (S. 287.)

Um den Kontrast zwischen der früheren und der jetzigen Existenz Casanovas zu verstärken, hat Schnitzler die Figur des jungen Offiziers Lorenzi geschaffen. Er ist eine junge Version von Casanova (S. 263).

Lorenzi ist der logische Nachfolger Casanovas. Das behauptet Casanova selbst, als er ihm folgenden Vorschlag macht:

Ich weiß es, Lorenzi« ... »Sie haben gar keine Vorurteile, so wenig als ich sie habe oder jemals hatte; ... Wir sind aus gleichem Stoff gemacht, Lorenzi, sind Brüder im Geiste, und so dürfen sich unsre Seelen ohne falsche Scham, stolz und nackt, gegenüberstehen. (S. 297f.)  
...lassen Sie mich's Ihnen gestehen – eine Weile mit dem Gedanken gespielt, Ihnen die zweitausend Dukaten zu schenken – wie einem – nein, als meinem Freund; denn selten, Lorenzi, habe ich zu einem Menschen vom ersten Augenblick eine solche rätselhafte Sympathie empfunden wie zu Ihnen. (S. 299f.)

Eine ähnliche Aufgabe haben die alten Brüder Ricardi, die eine Vorschau auf Casanovas Zukunft bieten sollen.<sup>70</sup>

... als aus dem dunklen des Gartens zwei eben noch anständig gekleidete alte Herren an den Tisch traten. ... Die Brüder Ricardi ..., früher in der großen Welt gelebt, mit allerlei Unternehmungen wenig Glück gehabt und sich endlich in das benachbarte Dorf, ihren Geburtsort, zurückgezogen, wo sie in einem elenden Häuschen zur Miete wohnten. (S. 266.)

Noch ein Hinweis für den Statusverlust Casanovas und seiner Schicht ist der Traum Amalias. Sie stammt aus seiner Gesellschaftsschicht und gehört, im Gegensatz zu Marcolina, einer alten Generation.

Dieser Traum ist ein Wunschdenken, der ihm die verlorene Macht wieder verleihen will.

Casanova ist wieder jung, reich und wichtig. Er begrüßt und redet im Traum mit Leuten, die gar nicht da sind, also ein vergeblicher Wunsch, ihm seine Wichtigkeit wieder zu geben. Casanova befindet sich dann in einem irrealen Gebäude, wo niemand drinnen ist. Er redet und begrüßt weiter von oben herab. Dieses Gebäude wächst bis ins Unendliche. Im Gegensatz zu ihm ist im Traum Lorenzi ein alter Bettler. Lorenzi, der als einziger mit Casanova im Gebäude ist, rennt ihm nach und versucht ihn einzuholen. Lorenzi der alle Eigenschaften eines jungen Casanovas hat, kann ihn nicht einholen, ein Hinweis, dass so eine Existenz wie Casanovas nicht mehr möglich ist.

---

<sup>70</sup> Rey meint. „Casanova tritt in Lorenzi seiner eigenen Jugend entgegen. Andererseits muß er in zwei Randfiguren, den senilen Brüdern Ricardi, das Gespenst des Alters erblicken. ... Diese Spiegelgestalten stellen Casanovas Jugend und Alter in der realen Gegenwart dar.“ S. 38f.



Ich sah Sie, Casanova, in einem herrlichen, mit sechs dunklen Pferden bespannten Wagen vor einem hellen Gebäude vorfahren. ... Ein alter, bettelhaft aussehender Mann öffnete den Wagenschlag – es war Lorenzi; Sie aber, Casanova, Sie waren jung, ganz jung, noch jünger, als sie damals gewesen sind. ... Sie grüßten nach aller Seiten, obwohl weit und breit kein Mensch zu sehen war... als wüchse das Gebäude ins Unendliche; und von überall grüßten Sie herunter und sprachen mit Menschen, die hinter Ihnen standen, aber doch eigentlich gar nicht da waren. Lorenzi aber lief immerfort auf den Treppen Ihnen nach, ohne Sie einzuholen. Sie hatten nämlich nicht daran gedacht, ihm ein Almosen zu geben...« (S. 280f.)

Für den Statusverlust und die Zerstörung der Existenz beweist sich der finanzielle Aspekt als ein grundlegender Faktor. Casanova und Lorenzi sind, genau wie Kasda im *Spiel im Morgengrauen*, auf den ich später noch eingehen werde, bereit sich, und ihre Ideale zu verkaufen. Das stellt ihre Existenzen auf den Kopf, da sie für die Ehre zu leben glauben, in Wirklichkeit aber das Geld das Wichtigste geworden ist:

...als Lorenzi, immer wortlos, mit einer durchaus nicht raschen Bewegung der rechten Hand nach rückwärts in die Tasche seines Rockschoßes griff, und Casanova, der im gleichen Augenblick, nach wie vor auf alles gefaßt, einen Schritt zurückgetreten war, wie um sich niederzuducken – den Gartenschlüssel überreichte. ... »Das darf ich wohl als ein Ja gelten lassen.« (S. 300.)

Als Casanova gegen Ende der Novelle Lorenzi in einem Duell tötet, wird klar, dass er ihm eine Zukunft wie die seine, mit den Leiden des Altwerdens und seiner Lebensweise, die in diesen Zeiten nicht mehr passend ist, ersparen will:<sup>71</sup> „»Glücklicher«, sagte er vor sich hin, und wie in traumhafter Benommenheit küßte er den Ermordeten auf die Stirn.“ (S. 314.)

Erkenntnisse über seinen Statusverlust gewinnt Casanova in Gegenwart und durch seine Beziehung zu Marcolina. Casanova beschimpft Marcolina, als er Lorenzi aus ihrem Zimmer gehen sieht. Er ist eifersüchtig und verärgert darüber, dass sie einen Liebhaber hat, dieser aber nicht er ist: „... die Heuchlerin, die Lügnerin, die Dirne? Und er beschimpfte sie immer weiter, als hätte er ein Recht dazu, als hätte sie ihm Treue gelobt wie einem Geliebten und ihn betrogen.“ (S. 275.)

Casanova fühlt seine Ohnmacht, als er Marcolina nicht für sich gewinnen kann und auch seine übliche Taktik nicht funktionieren würden: „Was konnten seine Drohungen Marcolina kümmern, die niemandem Rechenschaft schuldig, die am Ende auch, wenn's ihr darauf ankam, verschlagen genug war, ihn als einen Verleumder und Erpresser von ihrer Schwelle zu jagen?“ (S. 276.)

Trotz aller oder eben wegen aller ihrer Besonderheiten ist Marcolina die Frau, an die sich Casanova für immer zu binden im Stande wäre:

dann wollte er sie mit sich nehmen, sofort, in dieser selben Stunde noch; – mit ihr im Grauen der Frühe das Haus verlassen, mit ihr in den Wagen steigen, der draußen an der Straßenbiegung wartete... mit ihr davonfahren, für immer sie halten, sein Lebenswerk damit krönen, daß er, in Jahren, da andre sich zu einem trüben Greisentum bereiten, die Jüngste, die Schönste, die Klügste durch die ungeheure Macht seines unverlöschlichen Wesens gewonnen und sie für alle Zeit zur Seinen gemacht hatte. Denn diese war sein, wie keine vor ihr. (S. 308f.)

---

<sup>71</sup> Ebda. S. 36. Die doppelte Ironie der Handlungsführung besteht darin, daß der alte Abenteurer im Spiel, in der Liebe und im Duell über den jungen siegt. Aber dieser Sieg ist im tiefsten Sinne ein Sieg gegen sich selbst, und Casanova erkennt dies an, als er dem toten Lorenzi die Augen zudrückt.

Letztendlich schafft es Casanova durch eine List mit Marcolina zu schlafen und kehrt in seine Heimatstadt Venedig zurück, aber sein Leben wendet sich nicht zum Besten.<sup>72</sup> Dort erinnert sich kaum jemand an ihn. Seine Erwartung, in eine glückliche Vergangenheit zu reisen, erfüllt sich nicht:

Er erzählte von Schauspielerinnen, Sängerinnen, Modistinnen, Gräfinnen, Tänzerinnen, Kammermädchen; von Spielern, Offizieren, Fürsten, Gesandten, Finanzleuten, Musikanten und Abenteurern; und so wundersam ward ihm selbst der Sinn von dem wieder neu gefühlten Zauber seiner eigenen Vergangenheit umfassen, so vollständig war der Triumph all des herrlichen durchlebten, doch unwiederbringlich Gewesenen über das armselig Schattenhafte, das sich seiner Gegenwärtigkeit brüsten durfte. (S. 304.)

### **Die neue Frau**

Die erste Frau, die in Schnitzlers Novelle vorkommt, scheint eine führende Rolle übernommen zu haben: „Ein junges Weib, die Peitsche in der Hand, kutscherte ein Wägelchen an ihm vorbei, darin zwischen Säcken und allerlei Hausrat schnarchend ihr betrunkenener Mann lag.“ (S. 238.)

Casanova fühlt sich von diesem Typ Frau nicht angezogen und meint, jede Minute mit ihnen wäre Verschwendung:

Casanova ...erkannte sofort, daß es nur eines frechen Anrufs von seiner Seite bedurft hätte, um dem Wagen Halt zu gebieten und dann mit dem jungen Weib anstellen zu können, was ihm weiter beliebte; doch, obzwar diese Erkenntnis seine Laune für den Augenblick besserte, schien es ihm nicht der Mühe wert, um eines so geringen Abenteuers willen auch nur wenige Minuten zu verziehen. (S. 239.)

Casanova trifft Olivo, eine alte Bekanntschaft, und erklärt sich bereit, seine Gastfreundschaft anzunehmen und ein paar Tage zu opfern, aber erst nachdem er gehört hat, dass auch die Nichte Olivos, eine Gelehrte, da sein wird:

... an gelehrten Schriften und Hilfsbüchern, wenn Casanova solcher benötigte, wäre auch kein Mangel, da seine, Olivos, Nichte, die Tochter seines verstorbenen Stiefbruders, ein junges, aber trotz ihrer Jugend schon höchst gelehrtes Mädchen, vor wenigen Wochen mit einer ganzen Kiste voll Büchern bei ihnen eingetroffen sei... Casanova hatte kaum von einer jungen Nichte vernommen, als er auch schon entschlossen war, sich dieses Geschöpf in der Nähe zu besehn. (S. 241.)

Marcolina ist ein Mädchen, das ihre ganze Zeit dem Studium widmet und für gewöhnlich nichts anderes macht, als zu lernen: „»Das ist sonst nicht Marcolinas Art«, wandte sich Olivo zu seinem Gast; »meistens sitzt sie schon um sechs Uhr oder noch früher im Garten und studiert bis zu Mittagszeit.«“ (S. 245.)

Marcolina zeigt sich vom Ruf Casanovas nicht beeindruckt und bleibt gleichgültig. Sie reagiert nicht wie die anderen Frauen der Novelle, die alle bereit wären, mit ihm eine Affäre anzufangen:<sup>73</sup>

---

<sup>72</sup> Oellers. S. 245. Daß Casanova in den nächsten Jahren der venezianischen Obrigkeit als Spion dienstbar wird, hat mit seiner Heimfahrt nichts mehr zu tun; denn diese beendet ja seine 'eigentliche' Existenz.

<sup>73</sup> Gesa Dane: "Im Spiegel der Luft". Trugbilder und Verjüngungsstrategien in Arthur Schnitzlers Erzählung "Casanovas Heimfahrt". S. 61 – 75. In: Heinz Ludwig Arnold (Hrsg.): *Arthur Schnitzler. text + kritik*, Zeitschrift

Doch als ihn jetzt Olivo seiner Nichte als Herrn Casanova, Chevalier von Seingalt vorstellte, lächelte sie nicht anders, als wenn man ihr irgendeinen gleichgültigen Namen genannt hätte, in dem kein Klang von Abenteuern und Geheimnissen verzitterte. Und selbst als er neben ihr Platz nahm, ihr die Hand küßte, und aus seinen Augen ein Funkenregen von Entzücken und Begier über sie niederging, verriet ihre Miene nichts von der leisen Befriedigung, die doch als bescheidene Antwort auf eine so glühende Huldigung zu erwarten gewesen wäre. (S. 247.)

Auf die Frage Casanovas, mit welcher Wissenschaft Marcolina sich beschäftige, antwortet sie: „Mit der höheren Mathematik“, da sie darin etwas Göttliches sieht. Diese Antwort enthält zwei Hinweise auf die Emanzipation der Frau. Sie studieren höhere Wissenschaften und diese ersetzen sogar die Religion:

Casanova äußerte seine Verwunderung über ein solches bei anmutigen jungen Mädchen wahrlich ungewöhnliches Interesse an einem so schwierigen und dabei nüchternen Gegenstand, erhielt aber von Marcolina die Antwort, daß ihrer Ansicht nach die höhere Mathematik die phantastischste, ja man könnte sagen, unter allen Wissenschaften die ihrer Natur nach wahrhaft göttliche vorstelle. (S. 247.)

Casanova erkennt, dass diese neuen, revolutionären Gedanken gefährlich für die noch herrschende Ordnung sein könnten: „... daß Ansichten, wie Marcolina sie eben ausgesprochen, nicht nur die Ordnung im Bereich der Kirche, sondern daß sie auch die Grundlage des Staates in hohem Grade zu gefährden geeignet seien.“ (S. 257.) Marcolina ist ein Vertreter der „neuen Frau“ und überrascht Casanova damit. „Einer solchen Freiheit des Denkens war Casanova bisher nur selten bei Frauen, bei einem jungen Mädchen gar, das gewiß noch keine zwanzig Jahre zählte, war er ihr noch nie begegnet;“ (S. 257.)

Die Emanzipation Marcolinas wird durch ihre finanzielle Unabhängigkeit begünstigt. So kann sie ihr Leben autonom gestalten: „»Auch für hunderttausend bekämst du Marcolina nicht. Was kann ihr am Reichtum liegen? Sie liebt die Bücher, den Himmel, die Schmetterlinge und die Spiele mit Kindern ... Und mit ihrem kleinen Erbteil hat sie mehr, als sie bedarf.«“ (S. 253.)

Am klarsten erkennt man die Natur Marcolinas, wenn man sie mit ihrer Tante Amalia vergleicht. Sie ist älter als Marcolina und passt eher zu Casanovas Welt.<sup>74</sup> Für sie ist Casanova immer noch attraktiv. (S. 249.)

Amalia beichtet Casanova, dass sie ihn nie vergessen hat und mit ihm wieder zu schlafen gedenkt. Als Casanova sie aufmerksam macht, sie wäre verheiratet, nennt Amalia den Verkehr mit ihrem Mann nur eine Pflicht. (S. 252.)

Casanova ist inzwischen auf sein Alter fixiert und denkt, Amalia nennt den Beischlaf mit ihm keine Sünde, weil er alt geworden ist. (S. 252.)

---

für Literatur, Heft 138/139, April 1998. S. 67. „Sie (Marcolina) ist in der Erzählung die einzige Frau, die ihn, Casanova, nicht begehrt. Zugleich ist sie freilich die einzige Person, mit der er in einen intellektuellen Dialog treten kann. Bereits bei der ersten Begrüßung hatte sie nicht anders gelächelt.“

<sup>74</sup> Ebd. S. 67. Die Nichte Marcolina bildet die Gegenführung zu Amalia. Sie gehört nicht nur den Jahren nach einer anderen Generation an, sondern sie unterscheidet sich auch in ihrem Selbstverständnis von der Tante – als unabhängige Philosophin.

Amalia sieht Casanova als den jungen schönen Mann von damals, nur eine Illusion. Marcolina aber ist fähig, rational und objektiv die wahre Gestalt Casanovas zu erkennen:

Im Gegensatz zu Amalia sieht Marcolina Casanova ganz in seiner realen Gegenwart. Gewiß, auch sie ist beeindruckt von seinen Berichten und empfiehlt ihm sogar, sie aufzuschreiben. Aber eben dieser Rat enthüllt ihr ästhetisches Verhältnis und damit ihre Distanz zu seinen Erzählungen. Als Mann erscheint er ihr so, wie er sich in seinen kritischen Momenten selber sieht, nämlich als alt, häßlich, lüstern, verwüstet. Dies erklärt den Ekel, den sie gegen ihn empfindet. So werden Zauber und Wirklichkeit, Vergangenheit und Gegenwart Casanovas, die in seinen Selbstbetrachtungen aufeinanderstoßen, in den Perspektiven der beiden Gestalten objektiviert.<sup>75</sup>

Auch Marcolinas Verhältnis zu Männern ist revolutionär. Sie mag die konventionellen Mann-Frau Beziehungen nicht:

»Ich hoffe, Marcolina«, sagte Lorenzi, und es war das erstemal, daß er das Wort geradaus an sie richtete, »Sie werden sich nicht dazu verführen lassen, der Herzogin-Äbtissin in jeder Beziehung nachzueifern.« – »Warum sollt' ich auch?« erwiderte Marcolina heiter; »man kann seine Freiheit auch ohne Gelübde bewahren – und besser, denn Gelübde ist Zwang.« (S. 265.)

Sie möchte sich nicht binden, obwohl sie genug Möglichkeiten dazu hatte:

Eine Anzahl Bewerbungen um ihre Hand, die eines Bologneser Kaufmanns, die eines Gutsbesitzers aus der Nachbarschaft, und zuletzt die des Leutnants Lorenzi habe sie zurückgewiesen und scheinbar tatsächlich gewillt, ihr Dasein völlig dem Dienst der Wissenschaft zu widmen. (S. 259.)

Marcolinas Miene ändert sich nicht, wenn ihr Liebhaber Lorenzi erwähnt wird, oder dass ihm vielleicht ein Duell bevorsteht. Auch nach der Liebesnacht mit Lorenzi wahrt Marcolina ihre Haltung, als Amalia auf dem Weg zum Kloster ihren Traum vom alten bettelhaften Lorenzi erzählt und Olivo anschließend die problematischen Vermögensverhältnisse Lorenzis sowie dessen ehebrecherische Beziehung zur Marchesa erwähnt.<sup>76</sup>

Marcolina erhebt keine Besitzansprüche an ihren Liebhaber und sieht sein Schicksal nicht mit dem ihren verbunden. Ein Anzeichen dafür, dass sich ein Wandel der Beziehung zwischen Paaren anbahnt:

»Ob der Marchese so einverstanden ist, wie Sie zu glauben scheinen, Olivo«, sagte Casanova, »möchte ich bezweifeln. Haben Sie nicht bemerkt, mit welchem Gemisch von Verachtung und Grimm er den jungen Menschen behandelt? Ich möchte nicht darauf schwören, daß die Sache ein gutes Ende nimmt.« Auch jetzt rührte sich nichts in Marcolinas Antlitz und Haltung. Sie schien an dem ganzen Gespräch über Lorenzi nicht den geringsten Anteil zu nehmen und sich still am Anblick der Landschaft zu erfreuen. (S. 281.)

Marcolina bleibt von Casanova, der sie durch Redegewandtheit und Intellekt zu gewinnen versucht, unbeeindruckt (257).

Nach diesem Scheitern versucht er darüber hinweg zu kommen, indem er Marcolina unterstellt anormal zu sein, erkennt aber gleichzeitig den Selbstbetrug:

Aber Marcolina – ist kein Weib. Eine Gelehrte, eine Philosophin, ein Weltwunder meinethalben – aber kein Weib. – Doch er wußte zugleich, daß er sich so nur selbst zu belügen, zu trösten, zu retten versuchte, und daß diese Versuche vergeblich waren. (S. 258.)  
... solche wie Marcolina waren nicht mehr für ihn da. (S. 273.)

---

<sup>75</sup> Rey. S. 38.

<sup>76</sup> Oellers. S. 249.

Laut Rey gehört Marcolina zu den emanzipierten Frauengestalten in Schnitzlers Spätwerk, weil sie die moralische Konvention der Gesellschaft nicht mehr anerkennen und in ihrem erotischen Verhalten nur die Freiheit der Selbstbestimmung gelten lassen.<sup>77</sup>

Im Bereich Liebe und Sexualität hat sich für Rey vieles geändert:

Die Liebe ist für sie ein völlig unabhängiger Bereich menschlicher Beziehungen, die an sich weder mit moralischen noch mit sozialen Ansprüchen verbunden sind. Die erotische Hingabe verpflichtet weder die Frau noch den Mann zur Treue oder gar Ehe, noch ergeben sich daraus irgendwelche Besitzrechte für die Beteiligten. Sexualität und Liebe im höheren Sinne sind also zunächst einmal getrennt; sie verbinden sich nur, wenn bei beiden Partnern ein echtes Bedürfnis nach einer tieferen Vereinigung besteht.<sup>78</sup>

Das besondere und revolutionäre an Marcolina ist, dass sie nicht käuflich ist. Das unterscheidet sie von allen anderen und besonders von den zwei männlichen Hauptfiguren Lorenzi und Casanova: „Sie schätzt die Freiheit ihrer Person so hoch, daß sie nicht daran denkt, sie etwa in einer Konventionsehe aufzugeben. Nur ein freier Akt der Selbstbestimmung kann ihre Freiheit beschränken.“<sup>79</sup>

## **Inflation**

Gleich am Anfang der Erzählung schildert Schnitzler Casanovas finanziellen Abstieg auf dramatische Weise. Das erinnert wieder an Schnitzlers Nostalgie für die frühere Zeit, als er auch keine Geldsorgen hatte:

Vergangene Tage fielen ihm ein, da er als vornehmer Mann mit allem Notwendigen und Überflüssigen reichlich ausgestattet, wohl auch mit einem Diener – der freilich meist ein Gauner war – im prächtigen Reisewagen durch die Lande fuhr; – und ohnmächtiger Zorn trieb ihm die Tränen in die Augen. (S. 238.)

Obwohl Casanovas Vermögen alles in allem nur ein paar Dukaten (S. 268.) umfasst, riskiert er alles beim Kartenspiel, des Nervenkitzels wegen. Die Aussicht auf den Gewinn hoher Gelbeträge berührt ihn nicht. Damit ist vielleicht ein Hinweis auf die Inflation gegeben:

Er legte weiter die Karten auf und gewann, so daß der Marchese bald mit ein paar hundert Dukaten in seiner Schuld stand. Wozu? fragte sich Casanova anfangs. Allmählich aber nahm ihn der Reiz des Spiels doch wieder gefangen. Es geht nicht übel, dachte er... Nun sind es bald tausend... es können auch zweitausend werden. Der Marchese wird seine Schuld bezahlen. Mit einem kleinen Vermögen in Venedig Einzug halten, das wäre so übel nicht. Doch warum nach Venedig? Man wird wieder reich, man wird wieder jung. Reichtum ist alles. Nun werd' ich sie mir doch wenigstens wieder kaufen können (S. 269.)

Ein weiteres Anzeichen für die Inflation ist das schnelle Anwachsen Lorenzis Spielschulden. Sie fangen mit einem Dukaten an und sind nach kurzer Zeit bei zweitausend:

»Ein Dukaten also«, sagte Lorenzi und nahm Karten auf. Der Marchese schlug sie mit den seinen. Lorenzi spielte weiter, als verstünde sich das nun von selbst; und bald war er dem Marchese hundert Dukaten schuldig... Der Zufall des Spieles wollte, daß alles Bargeld zu Casanova hinüberfloß, und als eine Stunde vergangen war, hatte er zweitausend Dukaten zwar von Lorenzi gewonnen, aber sie kamen alle aus des Marchese Tasche... (S. 293f.)

---

<sup>77</sup> Rey. S. 33.

<sup>78</sup> Ebda. S. 33.

<sup>79</sup> Ebda. S. 34.

Eine Figur, die auch erwähnt werden sollte, ist Olivo, obwohl er in der Sekundärliteratur überhaupt nicht vorkommt. Er ist ein Neureicher, hat seinen Beamtenberuf als Lehrer aufgegeben, ist durch seine Geschäfte reich geworden und hat das Schlösschen eines verschuldeten Grafen gekauft:

... daß er vor drei Jahren von dem verschuldeten Grafen Marazzani dessen altes, etwas verfallenes Schloß samt dazugehörigem Weingut käuflich zu erwerben imstande gewesen, und wie er sich nun auf adligem Grund mit Frau und Kindern behaglich, wenn auch keineswegs gräflich, eingerichtet habe. (S. 242.)

Mit Casanovas Heimfahrt hat sich Schnitzler in seinem literarischen Schaffen das erste Mal mit den Änderungen während des ersten Weltkrieges auseinandergesetzt. Er hatte bemerkt, dass ein neuer Abschnitt seines Lebens begann, unter ganz neuen Umständen. Das schrieb er auch in seinem Tagebuch „Dichterisch hebt mit der Cas. Nov. ... für mich eine neue Epoche an.“<sup>80</sup>, projizierte sein verändertes Umfeld auf die Titelfigur der Novelle und schuf: „... ein Sinnbild für die Krise einer Gesellschaft, deren zerstörerische Konsequenz im Weltkrieg sichtbar wurde.“<sup>81</sup>

Laut Oellers ist *Casanovas Heimfahrt*:

Die Klage über erfahrene Verluste, vor allem über den Verlust der Jugend, durch den die Sicherheit sozialer Bindungen zerbricht und das Gefühl der Heimatlosigkeit schmerzlich ins Bewußtsein gedrängt wird. Zwar gelangt Casanova ans Ziel seiner Fahrt, aber er kehrt nicht zu seinem Ursprung zurück und nicht in Verhältnisse, in denen er – auch unter den Bleichdächern – seine Existenz zu 'verwirklichen' begann. Die Zeit hat ihn aus seiner Welt entfernt, für die es keinen Ersatz in irgendeinem Gelobten Land geben kann.<sup>82</sup>

---

<sup>80</sup> Tagebuch 1919-1922. S. 101.

<sup>81</sup> Michaela L. Perlmann. Arthur Schnitzler. Sammlung Metzler, Bd. 239. Stuttgart 1987. S. 161.

<sup>82</sup> Oellers. S. 252.

## IV. Fräulein Else

Im Mittelpunkt der Erzählung steht Else, ein junges Mädchen das der jungen Generation des Bürgertums angehört, und mit einer anderen Welt als der ihres Elternhauses konfrontiert wird. Da es um ein junges Mädchen<sup>83</sup> geht, treten die Probleme der jungen Generation besonders hervor.

Schnitzlers „Fräulein Else“ erschien Ende 1923, nicht wie üblich beim Fischer Verlag, sondern beim neu gegründeten Verlag Zsolnay, weil der, im Gegensatz zu Fischer, bereit war einen Vorschuss in Schweizer Franken zu zahlen<sup>84</sup>, und wurde eines seiner erfolgreichsten Werke.<sup>85</sup>

„Fräulein Else“ ist nach „Leutnant Gustl“ die zweite Novelle Schnitzlers im Stil des inneren Monologs<sup>86</sup>, mit folgendem Unterschied: „an die Stelle des Leutnants, der männlichen Leitfigur der Jahrhundertwendegesellschaft, rückt nun eine junge Frau, die ihren Ort in dieser Gesellschaft noch finden muss.“<sup>87</sup>

Den ersten Versuch die Texte Schnitzlers nach 1918 nicht nur individual-psychologisch zu deuten, sondern auch unter Berücksichtigung des historischen Kontexts, wagte Hartmut Scheible.<sup>88</sup> Seine Untersuchung fortführend beschäftigt sich Schmidt-Dengler in seinem Aufsatz „Inflation der Werte und Gefühle“<sup>89</sup> mit „Fräulein Else“:

Dem Versuch, Fräulein Else im Kontext mit der Entstehungszeit zu lesen und sie nun als Repräsentantin für die historische Situation von 1921 bis 1924 anzusehen, könnte nicht ohne Berechtigung entgegengehalten werden, dass Schnitzler den Stoff und die Anregung für diese Novelle konkreten Begebenheiten verdankte. Indes ist der Stoff nicht mit dem zu verwechseln, was in den Text an Gestaltung eingegangen ist. Die Fabel, reduziert auf ihren Kern, ist ganz obsolet und über gesellschaftliche und historische Zäsuren hinweg denkbar: die Tochter soll die Finanzen des Vaters sanieren. Das ist als Gesellschaftsdrama wie als Volksstück Anzengruber-Schönherrscher Prägung denkbar. Unverwechselbar indes wird der Stoff nur durch die spezifische Gestaltung, die Schnitzler ihm gegeben hat. Daß Schnitzler die meisten Stoffe bereits früh ins Auge gefaßt hat, läßt keineswegs den Schluß zu, daß er diese späterhin genauso gestaltet hätte. Der Verweis auf die Stoff- und Motivkonstanz offenbart sich ganz im Gegenteil als verhängnisvoll

---

<sup>83</sup> Rey. Schnitzler nennt ihre Protagonistin Fräulein, weil ihr eine echte Erfüllung als Frau verwehrt wird. S. 51

<sup>84</sup> Ebda. S. 303.

<sup>85</sup> Renate Wagner. „Die Ausgabe erreicht 1924 eine Höhe von 25.000 Exemplaren und klettert bis 1929 auf 70.000. Die französische Übersetzung von Clara Pollaczek erscheint 1926, die englische 1930 in New York und London. Schon 1929 gibt es den Film, und nach Schnitzlers Tod dramatisiert Ernst Lothar das Werk, allerdings nicht den Monolog einhaltend sondern als konventionelles Theaterstück.“ S. 303.

<sup>86</sup> Laut Lange-Kirchheim ist der innere Monolog, eine stumme Rede innen und kann summarisch als Phänomen des Rückzugs und der Isolation gewertet werden. In: Astrid Lange-Kirchheim. Weiblichkeit und Tod. Arthur Schnitzlers „Fräulein Else“. In: Der Deutschunterricht 54 2002, H.1. S. 46.

<sup>87</sup> Scheffel. Nachwort. S. 387.

<sup>88</sup> Hartmut Scheible. Arthur Schnitzler. Reinbek 1976. Zitiert aus: Schmidt-Dengler. Inflation der Werte und Gefühle. S. 56. Meiner Meinung nach, man könnte auch William H. Reys Buch „Arthur Schnitzler. Die als Gipfel als Gipfel seines Schaffens.“ Berlin 1968. dazu zählen. „Manche Interpreten, die in der Psychoanalyse den Schlüssel zu Schnitzlers dichterischer Welt zu besitzen glauben, haben sie als Neurotikerin mit narzißtischen und exhibitionistischen Gelüsten gesehen, die durch ihre sexuelle Bindung an den Vater motiviert wird. Nach dieser Auffassung ist Dorsdays Bedingung genau das, was Else heimlich ersehnt.“ S. 49.

<sup>89</sup> Schmidt-Dengler. Ohne Nostalgie. Inflation der Werte und Gefühle. S. 53-64.

für die Bewertung der späten Schriften Schnitzlers, mochte die Betonung der invariablen Größen auch vom Autor selbst lanciert worden sein.<sup>90</sup>

Schmidt-Denglers Meinung ist, dass Schnitzler gezielt die Konzentration der Leser auf Elses Schicksal lenkt. So werden viele Hinweise auf die Zeit nach dem ersten Weltkrieg nicht wahrgenommen. Ziel seiner Analyse ist sich mit diesen Hinweisen näher zu beschäftigen und zu zeigen, dass „Fräulein Else“ sehr wohl in ihre Entstehungsepoche passt und nicht unzeitgemäß ist:

Die Konzentration auf Elses Schicksal führt weg von der Gültigkeit des Textes, den dieser zur Zeit seiner Entstehung gehabt haben mochte und hin zu einer Frage wie der, ob Dorsday das Geld überwiesen hat oder nicht, oder wie es mit Else weitergeht, nachdem sie gerettet wurde (oder nicht). Zu alledem gibt der Text eine Antwort: der Leser wird um die Geschichte betrogen, die er sich erhofft hat, um ein Ende, das er sich willentlich und ohne viel Überlegung gern als ein letales für die Heroine konstruiert. Der so vom Autor gelenkte Leser übersieht dabei, dass die mögliche Betroffenheit, die vom Text ausgeht, einem weit-aus komplexeren Ensemble von Signalen zu verdanken ist als jenen, die sich bloß auf das Schicksal Elses beziehen. Wenn im Folgenden der Versuch unternommen wird, diese Signale zu interpretieren und mit dem Erwartungshorizont der Entstehungszeit zu verrechnen, so nicht, um eine letztendlich gültige Stellungnahme vorzulegen, sondern nur, um den Versuch zu wagen, Schnitzler von jenem bis zum Überdruß wiederholten Vorwurf des Unzeitgemäßen zu befreien.<sup>91</sup>

### Zerstörte Existenzen

Am Anfang der Novelle spielt Else mit ihrem Cousin Paul und einer Bekannten, Cissy, Tennis: „*»Du willst wirklich nicht mehr weiterspielen, Else?«*“- *»Nein, Paul, ich kann nicht mehr. Adieu.«*“ (S. 325.)<sup>92</sup> Laut Lange-Kirchheim ist Elses Weggehen ein Todesdiskurs.<sup>93</sup> Weiter schreibt sie, das Tennisspiel werde von Schnitzler als eine Methaphorisierung des Lebens-, Liebes- und Todesspiels verwendet. Damit wäre Elses Abgang vom Tennisplatz auch ein Verzicht weiter zu leben.<sup>94</sup>

Elses Familie genießt den gewohnten finanziellen Glanz nicht mehr: „*Wie lang ist’s her, daß wir in Mentone waren? Sieben oder acht Jahre. Ich war dreizehn oder vierzehn. Ach ja, damals waren wir noch in besseren Verhältnissen.*“ (S. 325.)

Das konditioniert Elses Leben. Sie hat ihren Status verloren und kann keinen reichen Mann heiraten. Darum darf sie mit ihrem Cousin Paul nichts anfangen, obwohl sie ihn anziehend findet: „*Aber gut sieht er aus – mit dem offenen Kragen und dem Böse-Jungen-Gesicht. Wenn*

---

<sup>90</sup> Schmidt-Dengler. Inflation der Werte und Gefühle. S. 56f

<sup>91</sup> Ebda. S. 57f.

<sup>92</sup> Alle Textstellen mit Seitenzahlen in Klammern aus: Arthur Schnitzler. Casanovas Heimfahrt und andere Erzählungen. S. Fischer. Frankfurt a. M. 1961.

<sup>93</sup> Astrid Lange-Kirchheim. Weiblichkeit und Tod. S. 37.

<sup>94</sup> Ebda. S. 37. Vgl. auch Gisela Steinlechner. Fräulein Else. Eine Zeitreise zwischen Fin de Siécle und Roaring Twenties. Affairen und Affekte. „Schnitzler hat seine *Else* in die Drift dieser neuen Zeit hineingestellt. Das Tennis spielende Fräulein aus der Eingangsszene probt und inszeniert einen „Abgang“ in mehrfacher und radikaler Hinsicht: nicht nur aus der scheinheiligen Gesellschaft des Grand Hotels ... sondern auch aus der Vorstellungswelt einer Epoche. S. 133.



er nur weniger affektiert wäre. Brauchst keine Angst zu haben, Tante Emma... Soll ich´s dir schriftlich geben, teuere Tante.“ (S. 325f.)

Sie weiß keine andere Lösung ihrer Armut zu entkommen, als durch die Heirat. Aber ihre Hoffnung, durch eine Heirat wieder Zugang zu der vornehmen Gesellschaft zu finden, wird durch den Ruf ihres Vater zunichte gemacht: „Wen werd´ ich heiraten? Wer heiratet die Tochter eines Defraudanten?“ (S. 335.)

Im Moment passt sie nicht in diese Schicht und ist nur eine Außenseiterin, die dort eingeladen ist: „Die arme Verwandte, von der reichen Tante eingeladen: “ (S. 326.)

In „Fräulein Else“ werden auch die gespannten Verhältnisse in der Familie sichtbar. Vor dem Brief, den sie von ihren Eltern erhalten hat, fürchtet sie sich, weil sie darin nur Schlechte Nachrichten erwartet: „Warum geh´ ich so langsam? Fürcht´ ich mich am Ende vor Mamas Brief? Nun, Angenehmes wird er wohl nicht enthalten. Expreß! Vielleicht muß ich wieder zurückfahren. O weh! Was für ein Leben – trotz rotem Seidensweater und Seidenstrümpfen. Drei Paar!“ (S. 326.)

Selbst die Nachricht, sie solle nach Hause zurückkehren, würde für Else nicht viel ändern, da sie keine Verpflichtungen und keine Verantwortung hat: „Als wenn ich nicht immer Ferien hätt´.“ (S. 329.)

In dem Brief wird die Verschuldung des Vaters deutlich, sowie auch ein gesellschaftliches Phänomen, das nach dem ersten Weltkrieg häufig auftritt. Die Familie ist zersplittert und ihre Mitglieder kümmern sich nicht mehr für einander:<sup>95</sup>

Du weißt ja, Kind, du bist ja klug, wir waren ja, Gott sei's geklagt, schon ein paar Mal in einer ähnlichen Situation und die Familie hat immer herausgeholfen. Zuletzt hat es sich gar um hundertzwanzigtausend gehandelt. Aber damals hat der Papa einen Revers unterschreiben müssen, daß er niemals wieder an die Verwandten, speziell an den Onkel Bernhard, herantreten wird. (S. 230.)

Else fühlt sich in dieser Gesellschaft fremd und allein gelassen:<sup>96</sup> „Wie weit ist Wien? Wie lange bin ich schon fort? Wie allein bin ich da! Ich habe keine Freundin, ich habe keinen Freund. Wo sind sie alle?“ (S. 335.)

Else ist dabei zu erkennen, dass es in ihrem ganzen Leben darum ging, eine Fassade aufrechtzuhalten. Man sollte seine Armut verstecken und mehr scheinen als man ist, damit man zur gehobenen Gesellschaft gehört:<sup>97</sup>

---

<sup>95</sup> Schmidt-Dengler. Inflation der Werte und Gefühle. „Es ist nicht nur das Schicksal Elses, das in dieser Erzählung verhandelt wird. Der Zwang, dem die Familie sie unterwirft, ist nicht das Ergebnis eines lange währenden Verfallprozesses: die Familie bietet keine Rettung; die Teile der Familie ergeben kein intaktes Ganzes mehr. Ein Onkel ist verweist, der andere hat jede Hilfeleistung von vornherein ausgeschlagen. Man ist innerhalb dieser Gesellschaftschicht nicht mehr bereit, füreinander Garantien zu geben.“ S. 58.

<sup>96</sup> „Jeder hat eigentlich Angst vor dem andern, jeder ist allein.“ (S. 338.)

<sup>97</sup> Susanne Gebel. Die Gesellschaftskritik in Artur Schnitzlers Novellen "Leutnant Gustl", "Fräulein Else" und "Spiel im Morgengrauen". Diplomarbeit Wien 1979. „Finanziell gut dazustehen ist das Wichtigste, denn das

Niemand sieht mir was an, auch dem Papa nicht. Und doch wissen es alle Leute. Rätselhaft, daß wir uns immer noch halten. Wie man alles gewöhnt! Dabei leben wir eigentlich ganz gut. Mama ist wirklich eine Künstlerin. Das Souper am letzten Neujahrstag für vierzehn Personen – unbegreiflich. Aber dafür meine zwei Paar Ballhandschuhe, die waren eine Affäre. Und wie der Rudi neulich dreihundert Gulden gebraucht hat, da hat die Mama beinah' geweint. Und der Papa ist dabei immer gut aufgelegt. Immer? Nein. O nein. In der Oper neulich bei Figaro sein Blick, – plötzlich ganz leer – ich bin erschrocken. Da war er wie ein ganz anderer Mensch. Aber dann haben wir im Grand Hotel soupiert und er war so glänzend aufgelegt wie nur je. (S. 332f.)

Laut Schmidt-Dengler liegen die Analogien zur historischen Situation nach 1918 auf der Hand: „Fräulein Else sieht sich eben der Welt gegenüber, der sich die Mädchen aus „gutem Hause“ gegenübersehen, wenn ihre Eltern den gewohnten Standard nicht mehr halten können. Die Fassade zerbricht, das grundsätzliche Dekor kann nicht mehr aufrecht erhalten werden.“<sup>98</sup> Dieser Lebensstil führt bei Else zu Gewissensbissen:<sup>99</sup> „Ich bleibe hier als elegante junge Dame, und Papa steht mit einem Fuß im Grab – nein im Kriminal. Das vorletzte Paar Seidenstrümpfe. Den kleinen Riß grad' unterm Knie merkt niemand.“ (S. 335.)

„Fräulein Else“ kann auch als Erziehungskritik an den einst Reichen interpretiert werden. Den Kindern werden Sachen gelehrt, die nicht mehr der Zeit entsprechen. Sie können ihr Wissen nicht umsetzen und damit ihren Lebensunterhalt nicht verdienen. Sie werden, so wie Else, durch diese Ausbildung als Mädchen aus besserem Hause etabliert:<sup>100</sup>

Ach Gott, warum habe ich kein Geld? Warum hab' ich mir noch nichts verdient? Warum habe ich nichts gelernt? O, ich habe was gelernt! Wer darf sagen, daß ich nichts gelernt habe? Ich spiele Klavier, ich kann französisch, englisch, auch ein bißl italienisch, habe kunstgeschichtliche Vorlesungen besucht – Haha! (S. 332f.)

Ihre Erziehung hindert die Sprösslinge daran, sich in die neue Gesellschaft einzugliedern. Ihre Ausbildung ist für den Beruf nicht förderlich und die anderen Möglichkeiten, so wie Elses Beispiel zeigt, kommen nicht in Betracht. „Oder soll ich Bonne werden oder Telefonistin oder einen Herrn Wilomitzer heiraten oder mich von Ihnen aushalten lassen? Es ist alles gleich ekelhaft...“ (S. 357.)

Unter solchen Umständen hat Else eine ungewisse Zukunft. Sie weiß, dass ihrem Vater mit den dreißigtausend Gulden nicht lange geholfen ist. Für sie ist die Lage schwerwiegender, da sie eine Frau ist, der es an Möglichkeiten fehlt. Ihr Bruder hat es einfacher:

Junge Dame aus guter Familie. Ha, gute Familie. Der Vater veruntreut Mündelgelder. Warum tust du mir das an, Papa? Wenn du noch etwas davon hättest! Aber an der Börse verspielt! Ist das der Mühe wert? Und die dreißigtausend werden dir auch nichts helfen. Für ein Vierteljahr vielleicht. Endlich wird er doch durchgehen müssen. Vor anderthalb Jahren war es ja fast schon so weit. Da kam noch Hilfe. Aber einmal wird sie nicht kommen – und was geschieht dann mit uns? Rudi wird nach Rotterdam gehen zu Vanderhulst in die Bank. Aber ich? (S. 335f.)

---

sichert einem die Freunde und den Umgang mit der „besseren Gesellschaft“. Besonders um diesen Umgang weiter pflegen zu können, muß der Schein gewahrt bleiben, als der Zutritt in der Gesellschaft.“ S. 12.

<sup>98</sup> Schmidt-Dengler. Inflation der Werte und Gefühle. S. 58.

<sup>99</sup> „Da hängen die Kleider im Kasten! Ist das grüne Loden schon überhaupt schon bezahlt, Mama? Ich glaube, nur eine Anzahlung.“ (S. 334.)

<sup>100</sup> Schmidt-Dengler. Inflation der Werte und Gefühle. S. 61.

Else will aus diesem Zustand aufwachen. Sie erkennt, dass es so nicht weiter gehen kann und darf: „Ich vernachlässige mein Klavierspiel. In Wien werde ich wieder regelmäßig üben. Überhaupt ein anderes Leben anfangen. Das müssen wir alle. So darf es nicht weitergehen. Ich werde einmal ernsthaft mit Papa sprechen.“ (S. 337.)

Laut Astrid Lange-Kirchheim wird in dieser Situation „eine verzerrte Rollenübernahme in der Familie sichtbar: Die Tochter übernimmt Elternfunktion für den bedürftigen Vater.“<sup>101</sup>

Else entscheidet sich doch den Bekannten ihres Vaters, Dorsday, zu fragen, ob er ihm das Geld leiht. Er stellt ihr die Bedingung, sie sollte fünfzehn Minuten lang nackt vor ihm stehen. Else ist darüber Dorsdays Forderung derart entsetzt, dass sie darüber nachdenkt sich umzubringen, weil sie sich dieses Lebens schämt: „Ich werde jetzt aufstehen, das ist das Beste. Ich lasse mich nicht so behandeln. Papa soll sich umbringen. Eine Schande dieses Leben. Am Besten wär's, sich dort von dem Felsen hinunterzustürzen, und aus wär's. Geschähe euch recht, allen“ (S. 344.)

Mit Recht beschuldigt Else ihre Verwandten und Freunde der Oberflächlichkeit und Heuchelei:

Ihr wart es, könnt ich sagen, Ihr habt mich dazu gemacht, Ihr alle seid Schuld, daß ich so geworden bin, nicht nur Papa und Mama. Auch der Rudi ist schuld und der Fred und alle, alle, weil sich ja niemand um einen kümmert. Ein bißchen Zärtlichkeit, wenn man hübsch aussieht, und ein bißl Besorgtheit, wenn man Fieber hat, und in die Schule schicken sie einen, und zu Hause lernt man Klavier und Französisch, und im Sommer geht man aufs Land und zum Geburtstag kriegt man Geschenke und bei Tisch reden sie über allerlei. Aber was in mir vorgeht und was in mir wühlt und Angst hat, habt ihr euch darum je gekümmert? (S.355.)

Sie ist vom Leben, wie es in ihrem Kreis verläuft, so angeekelt, dass sie nicht einmal als Tote dorthin zurück will.<sup>102</sup> Sie würde lieber sterben als so wie ihre Eltern zu leben: „Und Papa und Mama sollen sich nicht kränken, mir geht es besser als ihnen.“ (S. 358.)

Else hat jede Hoffnung verloren und ist Opfer des Determinismus geworden. Sie glaubt nicht, dass ihre Familie ihre Lebensweise ändern kann:

Ja, ein so verworfenes Geschöpf bin ich. Bin nicht geschaffen für eine bürgerliche Existenz, und Talent habe ich auch keines. Für unsere Familie wäre es sowieso das Beste, sie stürbe aus. Mit dem Rudi wird auch schon irgendein Malheur geschehen. Der wird sich in Schulden stürzen für eine holländische Chansonette und bei Vanderhulst defraudieren. Das ist schon so in unserer Familie. Und der jüngste Bruder von meinem Vater, der hat sich erschossen, wie er fünfzehn Jahre alt war. Kein Mensch weiß warum. (S. 357.)

Else schafft es nicht, sich eine neue Existenz aufzubauen. Diese Erkenntnis führt zum Ausbruch gegen ihre Eltern und allen anderen, und führt letztendlich zu ihrem Selbstmord:

Alle sind sie Mörder. Dorsday und Cissy und Paul, auch Fred ist ein Mörder und die Mama ist eine Mörderin. Alle haben sie mich gemordet und machen sich nichts wissen. Sie hat sich selber umgebracht, werden sie sagen. Ihr habt mich umgebracht, Ihr Alle, Ihr Alle! Hab' ich es endlich? Geschwind, geschwind!

---

<sup>101</sup> Astrid Lange-Kirchheim. Weiblichkeit und Tod. S. 39. Weiter in Fräulein Else. „Nun was täts du, Papa, was täts du heute, wenn ich nicht da wäre?“ (S. 355.)

<sup>102</sup> Und man soll mich gleich hier begraben in San Martino di Castrozza auf dem schönen kleinen Friedhof. Ich will nicht mehr zurück nach Hause. Auch als Tote will ich nicht mehr zurück. (S. 358.)

Ich muß. Keinen Tropfen verschütten. So. Geschwind. Es schmeckt gut. Weiter, weiter. Es ist gar kein Gift. Nie hat mir was so gut geschmeckt. Wenn Ihr wüßtet, wie gut der Tod schmeckt! (S. 376.)

Die Oberflächlichkeit der Gesellschaft wird durch die Reaktion Elses Tante, nach Elses Vergiftung, am besten sichtbar. Ihre Sorge gilt nicht der Gesundheit ihrer Nichte, sondern dem drohenden Skandal: „»Ich kann mich noch immer nicht fassen, Paul, ein solcher Skandal! – Du wirst sehen, es kommt in die Zeitung!«“ (S. 374.) Sie will sich einfach aus dem Hotel schleichen, ohne sich um Elses gesundheitlichen Zustand zu kümmern: „»Keinen Tag länger bleibe ich im Hotel.« - »Bitte dich, Mama.« - »Morgen früh reisen wir ab.« - »Aber einfach über die Dienerschaftsstiege.«“ (S. 372.)

Der Heuchelei, die ihr in diesem Hotel<sup>103</sup> begegnet, steht sie mit gespalteten Gefühlen gegenüber: „So fern, so fern das Hotel, und so märchenhaft leuchtet es her. Und was für Schufte sitzen drin. Ach nein, Menschen, arme Menschen, sie tun mir alle so leid.“ (S. 351.)

Die Wahl des Hotels ist ein Hinweis auf eine vergangene gesellschaftliche Struktur, da das Hotel in der Entstehungszeit von *Fräulein Else* nicht mehr existierte, so wie das Leben, das manche Figuren der Novelle führen wollen:

Das Grand-Hotel in den Alpen mit seinen müßigen Gästen aus großbürgerlichen und adeligen Verhältnissen, die sich hier erfinden, um ihre Sommerfrische in angemessenem Rahmen zu verbringen – und das heißt vor allem, um zu sehen und gesehen zu werden. Der Speisesaal, die Terrasse, die Promenaden, das Foyer, der Ballsaal – alle diese Örtlichkeiten fungieren als Bühne für den gesellschaftlichen Auftritt vor dem Panoramabild des rot glühenden Cimone. Mit dem Schauplatz des namentlich genannten Hotels Fratazza in San Martino die Castrozza hat Schnitzler dieser feinen Gesellschaft allerdings eine ziemlich brüchige, ja gespenstische Basis verliehen. Denn zur Handlungszeit der Novelle im Jahr 1896 hat das vom Meraner Hotelier Hermann Panzer 1908 errichtete Luxushotel noch gar nicht existiert und als der Autor seine Novelle in den frühen 20er Jahren niederschrieb, was er nur noch eine verkohlte Ruine (1915 war es beim Rückzug der österreichischen Truppen in Brand gesetzt und danach nie mehr aufgebaut worden). Dieser zeitlich verwischter „Unort“ steht nicht nur symptomatisch für die Befindlichkeit einer untergehenden Gesellschaftsordnung, er unterstreicht auch die synkretistische Herkunft und Konstitution der Hauptfigur der Erzählung.<sup>104</sup>

Elses Existenz kann nur scheitern, da sie sich in den Rahmen, der ihr vorgegeben ist, nicht einfügen kann. Ihr Leben wird zu einer Tragödie, weil sie sich: „den herkömmlichen Frauenrollen der Mutter oder Dirne verweigern will und die ihre körperlichen und geistigen Möglichkeiten in keinem gesellschaftlich anerkannten Handlungsmodell zu realisieren vermag.“<sup>105</sup>

## **Prostitution**

Else kennt die Falschheit ihrer Gesellschaft und ist mit ihren Lebensverhältnissen alles andere als zufrieden. Bisher hatte sie keinen wirklichen Kontakt mit dem Leben „draußen“, weil ihr

---

<sup>103</sup> Schmidt-Dengler. Inflation der Werte und Gefühle: „Indes hat Schnitzler seine Handlung in einen hermetisch abgeschlossenen Raum gelegt, in den zwar Depeschen von auswärts einlangen, den aber keine in die Gegenrichtung verlässt.“ S. 62.

<sup>104</sup> Gisela Steinlechner. *Fräulein Else. Eine Zeitreise zwischen Fin de Siècle und Roaring Twenties. Affairen und Affekte.* S. 132f.

<sup>105</sup> Scheffel Nachwort. S. 389.

Vater oder ihre Verwandten sich um sie gekümmert hatten. Jetzt fordern ihre Eltern ein Opfer von ihr, und zwar Dorsday um Geld für ihren Vater zu bitten.

Sie weiß, dass sie nicht in der Position ist, von Dorsday etwas zu fordern, und ist unsicher, wie sie ihn fragen soll, und wahrscheinlich hat sie auch Angst, weil sie ahnt, welche Gegenleistung er von ihr fordern wird: „Ich werde mit Herrn Dorsday aus Esperies sprechen, werde ihn anpumpen, ich, die Hochgemute, die Aristokratin, die Marchesa, die Bettlerin, die Tochter des Defraudanten. Wie komm' ich dazu?“ (S. 334.)

Else kennt aus den Erfahrungen ihrer Freundinnen, deren Liebesleben sich am Geld orientiert, dass es nicht ungewöhnlich ist, sich zu verkaufen. Die Liebhaber der Mädchen können verheiratet sein oder auch alt, Hauptsache sie haben die finanziellen Mittel ihre jungen Liebhaberinnen auszuhalten: „Bertha hat schon drei Liebhaber, keiner nimmt es ihr übel ... In Düsseldorf war es der Direktor. Mit einem verheirateten Mann war sie in Hamburg und hat im Antlantic gewohnt, Appartement mit Badezimmer. Ich glaub' gar sie ist stolz darauf.“ (S. 334.) Else mag aber diese Art zu leben nicht: „Bertha ist einfach ein Luder. Aber ist die Christine um ein Haar besser? Ihr künftiger Mann kann sich freuen. Dumm sind sie alle.“ (S. 334f.)

In ihrer imaginären Rede ironisiert sie und greift dabei viele Instanzen der Gesellschaft an. Sie bezeichnet die Familie und auch das Heiraten als heuchlerisch und korrupt:

Ah, wie entsetzlich! – Paul, wenn du mir die dreißigtausend verschaffst, kannst du von mir haben, was du willst. Das ist ja schon wieder aus einem Roman. Die edle Tochter verkauft sich für den geliebten Vater, und hat am End' noch ein Vergnügen davon. Pfui Teufel! Nein, Paul, auch für dreißigtausend kannst du von mir nichts haben. Niemand. Aber für eine Million? – Für ein Palais? Für eine Perlenschnur? Wenn ich einmal heirate, werde ich es wahrscheinlich billiger tun. Ist es denn gar so schlimm? Die Fanny hat sich am Ende auch verkauft. Sie hat mir selber gesagt, daß sie sich vor ihrem Manne graust. Nun, wie wär's, Papa, wenn ich mich heute Abend versteigerte? Um dich vor dem Zuchthaus zu retten. (S. 334.)

Für sie ist auch heiraten eine Art sich zu verkaufen. Rey meint dazu:

Unter diesem Gesichtspunkt darf *Fräulein Else* als ein spätbürgerliches Trauerspiel in Prosa angesehen werden. Da ist diese „bessere“ Gesellschaft, die keinen echten Kontakt mehr mit der eigenen Tradition besitzt und im Materialismus versinkt. (Daß Dorsday mit alten Bildern handelt, ist von tieferer Bedeutung.) In dieser Gesellschaft ist ein „Fräulein“ in Elses Situation dazu bestimmt, sich zu verkaufen – sei es als Ehefrau oder als Prostituierte. Der Durchschnittstyp, wie etwa Elses Freundinnen Fanny und Bertha, unterwirft sich dieser Notwendigkeit. Else aber ist nicht Durchschnitt. Sie ist die Ausnahme, sie ist „hochgemut“, und sie weigert sich, das Verkaufsgesetz voll anzuerkennen.<sup>106</sup>

In Elses Bittstellung an Dorsday werden die Inflation<sup>107</sup> und der Zerfall der Familie deutlich:

»Wie, Herr von Dorsday, ich habe noch nicht gesagt wieviel? Eine Million?« ... »Entschuldigen Sie, Herr von Dorsday, daß ich in diesem Augenblick scherze. Es ist mir wahrhaftig nicht scherzhaft zumute.« – Ja, ja, drück' die Knie nur an, du darfst es dir ja erlauben. »Es handelt sich natürlich nicht um eine Million, es

<sup>106</sup> Rey. S. 64.

<sup>107</sup> Schmidt-Dengler. Inflation der Werte und Gefühle. „Schnitzlers Erzählung ist just in den Jahren der Inflation, ihrer stärksten Wirkung, entstanden. Unmittelbar scheint davon nichts in den Text eingeflossen, wie überhaupt alles auf die vergleichsweise stabile Lage von etwa 1900 hinzuweisen scheint. ... Doch lässt sich der Zusammenhang zur Inflation leicht herstellen, indem man auf Elses seltsam großzügiges Verhalten gegenüber Zahlen verweist. Sie spielt zunächst mit der Summe, um die sie Dordays „anzupumpen“ soll, und nennt – für den an inflationsären Entwicklungen damals nicht Ungewohnten – eine Million statt dreißigtausend – eine seltsame Form des Späßes.“ S. 60.

handelt sich im ganzen um dreißigtausend Gulden, Herr von Dorsday, die bis übermorgen Mittag um zwölf Uhr in den Händen des Herrn Doktor Fiala sein müssen. « (S. 342.)

Auf Dorsdays Bedingung, er will sie fünfzehn Minuten nackt sehen, reagiert Else, anders als viele Mädchen ihrer Zeit es in solch einer Situation getan hätten: „Warum schlage ich ihm nicht ins Gesicht, dem Schufte! Bin ich rot geworden oder blaß?“ (S. 346.)

In dem Versuch, andere Möglichkeiten für die Rettung ihres Vaters zu finden, erkennt sie, dass sie auf sich allein gestellt ist, und sie vermutlich alle, wie Dorsday, ausnutzen wollen:

Ich fahre zu Fiala. Ich komme noch zurecht. Gnade, Gnade, Herr Doktor Fiala. Mit Vergnügen, mein Fräulein. Bemühen Sie sich in mein Schlafzimmer. – Tu mir doch den Gefallen, Paul, verlange dreißigtausend Gulden von deinem Vater. Sage, du hast Spielschulden, du mußt dich sonst erschießen. Gern, liebe Kusine. Ich habe Zimmer Nummer soundsoviel, um Mitternacht erwarte ich dich. (S. 347.)

Else sieht, ihr Leben würde die Richtung der Prostitution nehmen, wenn sie Dorsday nachgibt: „Vor wem werde ich mich das nächste Mal nackt ausziehen müssen? Oder bleiben wir der Einfachheit wegen bei Herrn Dorsday?“ (S. 348.)

Dafür, eine solch schwerwiegende Entscheidung treffen zu müssen, gibt sie ihrem Vater die Schuld, der sie verkaufen will, obwohl sie zu ihm aus verschiedenen Gründen eine sehr enge Bindung hat.<sup>108</sup>

Ja, verrechnet hat er sich. Er muß es ja vorher gesehen haben. Er kennt ja die Menschen. Er kennt doch den Herrn von Dorsday. Er hat sich doch denken können, daß der Herr Dorsday nicht für nichts und wieder nichts ...,... nicht wahr Papa? Wenn man eine so hübsche Tochter hat, wozu braucht man ins Zuchthaus zu spazieren? (S. 349.)

Else entscheidet letztendlich sich nicht zu prostituieren. Das unterscheidet sie von ihren Freundinnen und macht sie zu etwas Besonderem:

Mit ihrer Entscheidung gegen die Prostitution tritt Else in Gegensatz zu der spätbürgerlichen Gesellschaft, die nur das Geld als obersten Wert anerkennt. Dies ist von größter Wichtigkeit, denn es demonstriert ihre sittliche Unabhängigkeit in einer völlig korrumpierten Umgebung.<sup>109</sup>

Else zeigt sich vor der ganzen Gesellschaft des Hotels nackt. Laut Rey ist die Entblößung Elses in der Öffentlichkeit ein Angriff, und Kritik an der Gesellschaft. Weil sie sich nicht anpassen kann, ist sie zum Sterben verdammt, wählt aber eine exzentrische Methode das zu tun, um so auf die falsche Moral der Leute aufmerksam zu machen:

Aber durch die Modifizierung von Dorsdays Bedingung bewahrt sich Else nicht nur ihre Freiheit – sie geht auch zur Offensive gegen die Gesellschaft über. Ihre Selbstenthüllung in der Öffentlichkeit ist gleichzeitig eine Enthüllung des Marktgesetzes. Indem sie ihre Nacktheit öffentlich verkauft, prangert sie die totale Käuflichkeit als das Prinzip dieser Gesellschaft an. Die heftige Reaktion ihrer Tante auf den „Skandal“ deutet darauf hin, daß sie die Herausforderung in Elses Haltung ahnt. Aber die sozialkritische Bedeutung von Elses Tat reicht noch weiter. Die Tatsache, daß sie sich nicht heimlich in Dorsday Zimmer, sondern freiwillig in der Öffentlichkeit entblößt, schließt ein Bekenntnis zu der erotischen Freiheit und damit eine Kritik an der gesellschaftlichen Heuchelei ein.<sup>110</sup>

<sup>108</sup> Rey. „Trotz ihres moralischen Protests gegen die Korruption der Gesellschaft gehört sie doch selber dieser Gesellschaft an und kann nicht aus dem vorgegeben sozialen Rahmen herauspringen. Sie ist also sozial gebunden und auch menschlich gebunden durch ihre Liebe zu dem Vater.“ S. 64.

<sup>109</sup> Ebda. S. 54.

<sup>110</sup> Ebda. S. 65. Vgl. Simona Bartoli Kucher. *Il denaro e il tempo in „Fräulein Else“ e „La veste lunga“*. Studia austriaca. Bd. 4. Ed. Fausto Cercignani. Milano 1996, S. 45–67. „L’attegamento di Else nei confronti del proprio corpo, il suo obbedire agli istinti, infrangendo i costumi sociali, può essere interpretato come manifestazione del

## Die Neureichen

Schnitzler wollte in „Fräulein Else“ den Untergang einer alten und die Entstehung einer neuen gesellschaftlichen Schicht darstellen.<sup>111</sup> Als Vertreter der neuen Schicht gilt Dorsday. Laut Schmidt-Dengler stehen hier Repräsentanten zweier verschiedener Generationen gegenüber:

Der Emporkömmling, der aus dem Chaos geborene Spekulant, der mächtige Bankier steht dieser abtänkelnden Generationen gegenüber. ... In Dorsday verdichten sich die Züge, die man den „Inflationskönigen“ zuschrieb. Sie haben den Gewinn aus dem Untergang einer Klasse gezogen, und gerade sie beharren auf der Deckung jeder Leistung durch einen entsprechenden Gegenwert.<sup>112</sup>

Elses Mutter schreibt ihr einen Brief, in dem sie Dorsdays dunkle Geschäfte erwähnt<sup>113</sup>: „...er soll in ziemlich festen Banden sein – unter uns, nichts sehr Feines.“ (S. 330.)

Else wird mit einem Geschäftsmann konfrontiert der, im Gegensatz zu Else, den Wert des Geldes kennt und am meisten schätzt:

*Wieviel sagten Sie, Else?» – Aber er hat es ja gehört, warum quält er mich denn? »Dreißigtausend, Herr von Dorsday. Eigentlich eine lächerliche Summe.« Warum habe ich das gesagt? Wie dumm. Aber er lächelt. Dummes Mädel, denkt er. Er lächelt ganz liebenswürdig. Papa ist gerettet. Er hätte ihm auch fünfzigtausend geliehen, und wir hätten uns allerlei anschaffen können. Ich hätte mir neue Hemden gekauft. Wie gemein ich bin. So wird man. – »Nicht ganz so lächerlich, liebes Kind« – Warum sagt er »liebes Kind«? Ist das gut oder schlecht? – »wie Sie sich das vorstellen. Auch dreißigtausend Gulden wollen verdient sein.« (S. 343.)*

Dorsday ist bereit die Summe zu bezahlen, stellt aber eine Bedingung, weil er als erstes an seinen eigenen Vorteil denkt: „»Also. Else, ich bin bereit – Doktor Fiala soll übermorgen um zwölf Uhr mittags die dreißigtausend Gulden haben – unter einer Bedingung«“ (S. 345.)

Auf Elses Vorschlag, für ihren Vater die Garantie zu übernehmen, erklärt ihr Dorsday seine Wirtschaftsregeln: „»Herr von Dorsday, ich, ich persönlich übernehme die Garantie, daß mein Vater diese Summe zurückerstatten wird, ... »Lassen Sie doch, Else, man soll niemals eine Garantie für einen anderen Menschen übernehmen – nicht einmal für sich selbst.«“ (S. 345.)

Dorsday ist ein Opportunist, der immer seinen Profit im Auge hat. Er würde sogar eine Million zur Verfügung stellen, solange der Profit stimmt. Vielleicht auch ein Hinweis auf Zeiten der Inflation, in denen Beträge ihren Bezug zum Wert verloren haben.<sup>114</sup>

---

suo “disagio nella civiltà” intesa come gabbia della morale e delle convenzioni. È la dimostrazione del fatto che, dove l’intervento del denaro distrugge la cultura, là tende piuttosto ad affermarsi la natura.” S. 57.

<sup>111</sup> Astrid Lange-Kirchheim. Weiblichkeit und Tod. „Die ökonomischen Irritationen werden in den literarischen Texten der Zeit ... als „Entfesselung“ der gesellschaftlichen Ordnung, vor allem aber der geschlechtlichen Beziehungen verhandelt. Kollabiert aufgrund der sich beschleunigenden sozialen Auf- und Abstiege des Klassensystems, werden Erbe und Tradition als soziales und ökonomisches Kapital hinfällig.“ S. 120.

<sup>112</sup> Schmidt-Dengler. Inflation der Werte und Gefühle. S. 59.

<sup>113</sup> Ebda. „Dorsday ist Herr der Stunde; der Kunsthändler, von dem nichts Genaueres in Erfahrung zu bringen ist, ungeklärte Herkunft, gekleidet in die Titel, die ihm der jähe finanzielle Erfolg brachte. Er ist der Nutznießer unheimlicher Kapitalbewegungen; die Ursache seines Reichtums bleibt auch opak. Und Else ist sich des Dubiosen diesen Existenz bewußt, indem sie ihn unterschiedlich im Stellungsgespräch titulierte, als Herr Dorsday, als Herr von Dorsday und – darin liegt Hohn – als Herr Vicomte – noch dazu aus Eperies.“ S. 58.

<sup>114</sup> Eine andere Textpassage, die die These bestärkt ist: „>Wiederhole flehentliche Bitte mit Dorsday reden. Summe nicht dreißig, sondern fünfzig. Sonst alles vergeblich. Adresse bleibt Fiala.< - Sondern fünfzig. Sonst

»Vielleicht hätte ich heute oder morgen das Gleiche von Ihnen erbeten, was ich jetzt erbitten will, auch wenn Sie nicht eine Million, pardon – dreißigtausend Gulden von mir gewünscht hätten. Aber freilich, unter anderen Umständen hätten Sie mir wohl kaum Gelegenheit vergönnt, so lange Zeit unter vier Augen mit Ihnen zu reden« (S. 345.)

Für Dorsday hat alles ein Preis und seine Maxime lautet:

Sie müssen fühlen, Else, daß meine Bitte keine Beleidigung bedeutet. Ja, »Bitte« sage ich, wenn sie auch einer Erpressung zum Verzweifeln ähnlich sieht. Aber ich bin kein Erpresser, ich bin nur ein Mensch, der mancherlei Erfahrungen gemacht hat, – unter andern die, daß alles auf der Welt seinen Preis hat und daß einer, der sein Geld verschenkt, wenn er in der Lage ist, einen Gegenwert dafür zu bekommen, ein ausgemachter Narr ist. (S. 346)

Sein kommerzielles Denken geht noch weiter, als er Else sagt, sie würde durch seinen Vorschlag nicht ärmer werden, sondern nur verdienen:<sup>115</sup> „»Und – was ich mir diesmal kaufen will, Else, so viel es auch ist, Sie werden nicht armer dadurch, daß Sie es verkaufen.«“ (S. 346.)

Für Dorsday sind Körper und Gefühle eine Ware, die man kaufen und benutzen kann. Für ihn ist Geld das Wichtigste und andere Werte lässt er nicht gelten: „La logica di Dorsday é del tutto conseguente, cieca di fronte agli individui, indifferente di fronte a tutti i valori, nullificati nel confronto con l’unico denominatore commune: il denaro.“<sup>116</sup> Die Gesellschaft wird vom Geld beherrscht und Zweifelhafte wie Prostitution und Börsengeschäfte gehören zum Alltag. Das Problem von Elses Vater ist nicht individuell sondern ein gesellschaftliches, so wie Elses Schicksal:

Dass der Vater Elses in das kriminelle Milieu abrutscht, entspringt keiner individuellen Disposition, sondern ist für das Börsengeschäft insgesamt symptomatisch, also selbst für das reguläre Geschäft, das im ausgehenden 19. Jahrhundert in hohem Maße diffamiert wird. Die Tätigkeit an der Börse gilt per se als Spekulation, die sich Geld jenseits „ehrlicher“ produktiver Arbeit verschafft, und wird deshalb, wie sich nicht nur in Thomas Manns Buddenbrooks und Königliche Hoheit zeigt, im Namen des Leistungsethos massiv abgewertet.<sup>117</sup>

An Else zeigen sich die herrschenden Diskurse der Zeit, die die Weiblichkeit und Wirtschaft im Zeichen der Prostitution zusammendenken.<sup>118</sup>

Um das Kapitel „Fräulein Else“ zu beschließen habe ich eine Textpassage aus einem Aufsatz von Felix Salten über dieses Werk ausgewählt. Salten war ein guter Freund Schnitzlers, noch dazu Journalist, Schriftsteller und Zeitgenosse. Er hat „Fräulein Else“ als Gesellschaftskritik

---

alles vergeblich. Trala, trala. Fünfzig. Adresse bleibt Fiala. Aber gewiß, ob fünfzig oder dreißig, darauf kommt es ja nicht an. Auch dem Herrn von Dorsday nicht.“ (S. 360.)

<sup>115</sup> Franziska Schlössler. Börse und Beghren. Schnitzlers Monolog *Fräulein Else* und seine Kontexte. Affairen und Affekte. Wien 2006. „Ist der weibliche Körper in Schnitzlers Novelle das krude Objekt eines spekulativen Tauschgeschäfts, so wird er gleichwohl als (ökonomisches) Gegenmodell phantasiert, als eine Substanz, die sich unendlich zu reproduzieren vermag, die gibt und nicht weniger wird – ähnlich wie das Licht. ... Der weibliche Körper wird als Quelle unendlicher Wertschöpfung beschworen, als Ursprung, der sich regeneriert, der sich trotz Verausgabung nicht vermindert.“ S. 125

<sup>116</sup> Simona Bartoli Kucher. S. 57.

<sup>117</sup> Franziska Schlössler. S. 126.

<sup>118</sup> Ebda. S. 127.



verstanden und dieselben Probleme erkannt und erfasst, die diese Arbeit aufzuzeigen versucht:

Ein Verhältnis mit ihr, oh ja, das hätte Paul gerne. Wer hätte nicht gerne ein Verhältnis mit ihr? Da sind andere junge Menschen, hier im Hotel, in Wien, überall in der Welt. Aber sie zur Frau zu nehmen, sie, ein Mädel, das verwöhnt, anspruchsvoll und arm ist, das zudem auch noch aus einer Familie stammt, deren Ansehen ohnehin schon gelitten hat und die eines Tages in Schande versinken kann... es müßte ein Wunder geschehen. An Wunder jedoch glaubt Else nicht, wenn sie es auch liebt, davon zu träumen.

Mit Else und ihrem Schicksal ist zugleich die Situation wie das Schicksal unzähliger anderer Mädchen getroffen. Die weibliche Jugend einer breiten Schicht des Bürgertums steht auf dieser sehr schmalen Kante zwischen Wohlleben und Armut, zwischen Ehrbarkeit und Schande, zwischen Glück und nutzlosem Hinwelken. Erzogen zu Luxus, nur bewandert in jenem leichten, wertlosen Wissen, das man in einem sorglosen Dasein braucht, ohne Mitgift, sind sie jedem Elend preisgegeben, wenn sie sich selbst erhalten müssen, wenn nicht ein Mann kommt, der sie um ihrer selbst willen liebt und sie heiratet. Wie oft ist das gesagt, wie oft erkannt, begriffen worden. Freilich, manches hat sich auch im Bürgertum gebessert. Langsam hört die Arbeit, der Broterwerb auch für die Mädchen aus »feinen« Familien auf, das Schreckgespenst des Untergangs zu sein, langsam erlöschen die ganz albernen Meinungen, nach denen ein Mädchen deklassiert war, das eine dienende Stellung was immer für eine annimmt. Aber dies Erwachen zur Vernunft, zu gesunder Lebensanschauung geht nur langsam vor sich, nur sehr langsam. Nur vereinzelt lehrt die Praxis, wie innig verknüpft mit der selbstständigen Erwerbsfähigkeit des Mädchens auch Problem ihrer Verheiratung ist. So hat denn Fräulein Else immer noch zahllose Schwestern, wenngleich nicht jede von ihnen einen reichen Herrn um Geld ansprechen muß, damit ihr Vater vor dem Eingesperrten gerettet wird.

Trotz der besonderen Umstände, die ihre Katastrophe herbeiführen, ist ja Else nur ein Beispiel, nur ein Typus, und an ihrem Fall, an ihrer Wehrlosigkeit wird der wehrlose, preisgegebene, der unglückliche Zustand aller ihrer Schicksalsgefährten erschreckend klar.<sup>119</sup>

---

<sup>119</sup> Felix Salten. „Fräulein Else“. In: Hofmannsthal Jahrbuch 100, 2002. S. 40f.

## V. Spiel im Morgengrauen

Die Erzählung „Spiel im Morgengrauen“ ist im Jahre 1927 entstanden. Es ist das zweite Werk nach „Leutnant Gustl“, in dem Schnitzler einen Vertreter des Militärs als Hauptfigur auswählt, wie auch viele andere österreichische Schriftsteller Offiziere, vor allem Leutnants der alten österreichisch-ungarischen Armee, in zahlreichen Erzählungen und Romanen als Hauptfiguren einsetzen.<sup>120</sup>

In dieser Erzählung sind, meiner Meinung nach, die Merkmale des neuen Österreich nach dem ersten Weltkrieg deutlicher dargestellt als in den bereits behandelten Werken obwohl die Handlung, wie bei Schnitzler üblich, in Wien und Baden des 1900 stattfindet.<sup>121</sup>

### Zerstörte Existenzen

Wilhelm Kasda, die Hauptfigur der Erzählung, ist stolz darauf Offizier zu sein und kann sich nicht vorstellen, einen anderen Beruf auszuüben. Das wird gleich am Anfang der Erzählung, als Bogner ihn um ein Treffen ersucht, klar. Kasda befürchtet, dass es sein Ansehen beschädigen könnte mit einem Ex-Offizier zu verkehren, und macht Bogner den Vorwurf, unehrenhaft, also zivil zu leben, anstatt sich gleich umzubringen: „»Abweisen? – Unmöglich! Auch eigentlich kein Grund. Wenn man wen empfängt, daß heißt ja noch nicht, daß man mit ihm verkehrt. Übrigens hat er ja nur wegen Schulden quittieren müssen. Andere haben halt mehr Glück. Aber was will er von mir?«“ (S. 165.)

Kasda trifft Vorkehrungen, für den Fall, dass seine Befehlshaber ihn suchen, um seinen Ruf nicht zu gefährden: „Und hören S' - für alle Fälle, wenn einer von den anderen Herren fragt,

---

<sup>120</sup> Alfred Doppler. Leutnant Gustl und Leutnant Willi Kasda. In: Joseph. P. Strelka. Literatur und Politik. Fr. a. M. (u.a.)1994. S. 241. „Nach einer spartanischen Ausbildung in den Kadettenschulen oder auf der Militärakademie führen sie in ihrer schönen, bunten Uniformen bei minimaler Entlohnung ein fesches, abenteuerliches Leben.“ Vgl. Michel Vanhelleputte. Der Leutnant und der Tod. Littérature es culture allemandes. 1985. „Das früheste Beispiel ist von Ferdinand von Saars *Leutnant Burda*, weitere berühmte Beispiele sind von Joseph Roth (Radetzkmarsch, Kapuzinergruft) und Stefan Zweigs *Ungeduld des Herzens*.“ S. 225.

<sup>121</sup> Scheffel. Das Ende des Leutnants. In: A. Sch. Dramen und Erzählungen. Reclam 2007. „Berücksichtigt man, dass Kasdas Gegenspieler Schnabel, in der >neuen Welt< zu Hause ist und die über Geld und Körper frei und sachlich bestimmende Leopoldine wesentliche Züge der >neuen Welt< in sich vereint, so zeigt sich überdies, dass die erzählte Geschichte nur vordergründig in die alte Welt der Vorkriegszeit gehört. Nach ihrem historischen Zusammenbruch liefert diese Welt nicht mehr als den äußeren Schauplatz für Schnitzlers Geschichten. Indem er einen repräsentativen Typus der Jahrhundertwendezeit in seiner zweiten »Leutnantsnovelle« nunmehr mit den Problemen und den Vertretern einer neuen Zeit konfrontiert, reflektiert Schnitzler am Ende seines Schaffens die Fragen einer Umbruchszeit und damit der Gegenwart der 1920er Jahre.“ S. 237f. Vgl. Maria-Regina Knecht. Modern Austrian literature. 25 1992 N. 3/4. „Schnitzlers Auseinandersetzung mit der Gesellschaft schafft in *Spiel im Morgengrauen* eine ideologische Konstellation der sozialen Realität, welche sich zum Teil aus Schnitzlers Rückblick auf die Monarchie erklären läßt.“ S. 193.

der Oberleutnant Höchster oder der Leutnant Wengler oder der Herr Hauptmann oder sonstwer - , ich bin nicht mehr zu Haus – verstanden?“ (S. 165f.)

Als Kasda Bogner in Zivilkleidung sieht, tut ihm sein Herz weh; ein Zeichen dafür, wie viel ihm an der Uniform liegt:

Wilhelm ... trat zum Fenster, blickte in den noch unbelebten Kasernenhof hinab; und als er den einstigen Kameraden unten auf und ab gehen sah, mit gesenktem Kopf, den steifen, schwarzen Hut in die Stirne gedrückt, im offenen, gelben Überzieher, mit braunen, etwas bestaubten Halbschuhen, da wurde ihm beinahe weh ums Herz.<sup>122</sup> (S. 166.)

Auch Kasdas Wohnung ist Ausdruck seiner Verbundenheit zum Militär, vor allem die Bilder in seiner Wohnung: „Wilhelm gab ihm Feuer, Otto tat schweigend einige Züge, und sein Blick fiel auf das wohlbekanntes Bild, das an der Wand über dem schwarzen Lederdiwan hing und eine Offizierssteepelchase aus längst verflossenen Zeiten vorstellte.“ (S. 167.)

In der Bitte Bogners werden viele Probleme deutlich, die für das Leben der Offiziere nach dem Ende des Ersten Weltkrieges bestimmend sind: Die Schwierigkeit der Offiziere, nach dem Ende ihrer Karriere, einen passenden Beruf zu finden, ihr immer noch bestehendes Ehrgefühl nach dem Ablegen der Uniform und die Geldsorgen durch die Inflation:

»Denn du kannst dir denken, Willi,« – ... – »mein Besuch heute zu so ungewohnter Stunde – ... – dieser Besuch hat natürlich einen Zweck, sonst hätte ich mir natürlich nicht erlaubt – kurz und gut, ich komm', an unsere alte Freundschaft appellieren – an unsere Kameradschaft darf ich ja leider nicht mehr sagen. Du brauchst nicht blaß zu werden, Willi, es ist nicht gar so gefährlich, es handelt sich um ein paar Gulden, die ich halt morgen früh haben muß, weil mir sonst nichts übrigbliebe als –« seine Stimme schnarrte militärisch in die Höhe –, »na – was vielleicht schon vor zwei Jahren das Gescheiteste gewesen wäre.«... »Um kurz zu sein: du weißt ja vielleicht, daß ich in einem Büro für elektrische Installation angestellt bin, als Kassierer, seit einem Vierteljahr. Woher sollst du das übrigens wissen? ... – da hab' ich mir etliche Male aus der Kasse was ausleihen müssen. Ich hab's immer rechtzeitig zurückgezahlt. Diesmal ist's ein bisschen mehr geworden als sonst, leider« ... » und das Malheur ist außerdem, daß am Montag, morgen also, wie ich zufällig in Erfahrung gebracht habe, von der Fabrik aus eine Revision stattfinden soll ... es ist ja auch wirklich nur eine Bagatelle – die ich schuldig bin –, neunhundertsechzig Gulden. Ich könnte sagen tausend, das käm' schon auf eins heraus ... Und die müssen morgen vor halb neun Uhr früh dasein, sonst... Er konnte plötzlich nicht weiter. Willi schämte sich ein wenig für ihn, nicht so sehr wegen der kleinen Veruntreuung oder – Defraudation, so mußte man's ja wohl nennen, die der alte Kamerad begangen, sondern vielmehr, weil der ehemalige Oberleutnant Otto von Bogner – vor wenigen Jahren noch ein liebenswürdiger, wohlsituierter und schneidiger Offizier – bleich und ohne Haltung in der Diwanecke lehnte und vor verschluckten Tränen nicht weiterreden konnte. (S. 167f.)

Auf die Frage, was Kasda an Bogners Stelle machen würde, reagiert er mit Befremdung und Ablehnung: „»Ich versteh' nicht recht.«“ (S. 169.) Als ehrenhafter Offizier kann und will er sich gar nicht in die Lage eines diebischen Zivilisten versetzen. Durch unterschiedliche Wertvorstellungen entsteht eine Kluft, die auch Mitgefühl oder Kameradschaft nicht überbrücken kann: „Natürlich, ich weiß, in eine fremde Kasse hast du noch nie gegriffen – so was kann einem nur in Zivil passieren.“ (S. 169.)

Kasda erklärt sich einverstanden, Bogner zu helfen und sieht als einzigen Rettungsweg das Glückspiel. Er ist bereit mehr als zwei Drittel seiner Ersparnisse in einer Hasardpartie zu ris-

---

<sup>122</sup> Alle Textstellen mit Seitenzahlen in Klammern aus: Arthur Schnitzler. Casanovas Heimfahrt und andere Erzählungen. S. Fischer. Frankfurt a. M. 1961.

kieren: „»Also hör einmal Bogner. Ich fahre nämlich heut aufs Land – nach Baden. Da ist manchmal am Sonntag nachmittag im Cafe´ Schopf eine kleine Hasardpartie. ... Drei oder viermal habe ich mitgetan, aber mehr zum Spaß.«“ (S. 170.)

Laut Laermann ist die Bereitschaft Kasdas, fast sein ganzes Vermögen für Bogner aufs Spiel zu setzen nur ein Deckmotiv. Er sucht nur einen Grund, sich an den Spieltisch zu setzen:

Kasda so rasch und vorbehaltlos bereit ist, fünf Sechstel seiner Barschaft für seinen früheren Freund einzusetzen, obwohl er selbst das Geld etwa zur Beschaffung eines neuen Waffenrocks dringend brauchte. Kasda sucht, ohne es selbst zu ahnen oder zu wissen, nach einem Vorwand, sich an den Spieltisch zu setzen. Und sein früherer Kamerad liefert ihm durch seinen überraschenden Besuch und durch seine Bitte um Hilfe diesen Vorwand und dazu noch ein gutes Gewissen. ... Denn der frühere Freund hat vor zwei Jahren aufgrund unbezahlter Spielschulden den Dienst quittieren müssen. Wegen dieser unehrenhaften Entlassung aus der Armee glaubt Kasda, mit ihm nicht gesellschaftlich verkehren zu dürfen. Es wäre mit-hin völlig unverständlich, dass Kasda ausgerechnet einem solchen Menschen anbieten sollte, für ihn sein Geld aufs Spiel zu setzen, wenn er nicht selbst primär daran interessiert wäre, sein Glück im Spiel zu versuchen. Kasdas Motiv, dem ehemaligen Freund zu helfen, ist also deutlich ein Deckmotiv.<sup>123</sup>

Auch Bogner folgt Kasdas Beispiel: „»Übrigens, ich lasse meine Hände unterdessen auch nicht im Schoß liegen. Siebzig Gulden hab´ ich noch im Vermögen. Die riskier´ ich heut nachmittag beim Rennen – auf dem Zehn-Kreuzer-Platz natürlich.«“ (S. 171.) Dass sie als einzigen Ausweg das Glückspiel in Betracht ziehen, ist ein Zeichen von Unerfahrenheit mit dem Leben außerhalb ihres eigenen beim Militär.

Kasda ist Offizier mit Leib und Seele, sodass er Bogners Diebstahl gar nicht verurteilt, sondern vielmehr seinen früheren Fehler, als er noch Offizier war, der ihm seine Uniform kostete. Kasda ist der Meinung, ein Offizier müsste immer wissen, was er macht, und sich immer unter Kontrolle haben:

In all seiner günstigen Stimmung aber fühlte er sich doch versucht, dem einstigen Kameraden Bogner innerlich Vorwürfe zu machen, nicht einmal so sehr wegen des Eingriffs in die Kasse, der ja durch die unglückseligen äußeren Verhältnisse gewissermaßen entschuldbar war, als vielmehr wegen der dummen Spielgeschichte, mit der er sich vor drei Jahren die Karriere einfach abgeschnitten hatte. Ein Offizier mußte doch am Ende wissen, bis wohin er gehen durfte. (S. 172.)

Zum Lebensstil Kasdas gehört auch das schöne Leben. Er ist ein Narziss, liebt den Luxus, und ist verärgert nicht mehr nach der neusten Mode angezogen zu sein:

Mit dem Zustand seiner Uniform war er übrigens nicht sehr zufrieden. Wenn er heute gewinnen sollte, war er entschlossen, sich mindestens einen neuen Waffenrock anzuschaffen. Das Dampfbad gab er in Anbetracht der vorgerückten Stunde auf; in jedem Falle aber wollte er sich einen Fiaker zur Bahn nehmen. Auf die zwei Gulden kam es heute wirklich nicht an. (S. 172.)

Diese Lebensweise ist nicht mehr möglich, da seine momentane finanzielle Situation es ihm nicht erlaubt. Ihm bleibt als Verdienstquelle nur ein kleiner Sold der für seine früheren norma-

---

<sup>123</sup> Laermann, Klaus: Spiel im Morgengrauen. In: Akten des Internationalen Symposiums »Arthur Schnitzler und Seine Zeit«. Hg. von Giuseppe Farese. Bern (u.a.) 1985. S. 184. Laermann sagt weiter, dass das Spielen eine Entlastung vom unmittelbaren Realitätsdruck ist. Das haben besonders diejenigen nötig, die diesem Druck in erhöhtem Masse ausgesetzt sind. So müssen etwa Kinder ausserordentlich viel spielen, weil sie der Wirklichkeit der Erwachsenenwelt im wahrsten Sinne des Wortes nicht gewachsen sind. S. 187

len Aktivitäten nicht reicht, versucht aber immer Verantwortungsvoll zu handeln, wie es ein Offizier machen sollte, und sich nicht zu verschulden:

Er selbst zum Beispiel war vor drei Wochen, als ihn das Unglück beständig verfolgte, einfach vom Kartentisch aufgestanden, obwohl der Konsul Schnabel ihm in der liebenswürdigsten Weise seine Börse zur Verfügung gestellt hatte. Er hatte überhaupt immer gewußt, Versuchungen zu widerstehen, und jederzeit war es ihm gelungen, mit der knappen Gage und den geringen Zuschüssen auszukommen, die er zuerst vom Vater und, nachdem dieser als Oberstleutnant in Temesvar gestorben war, von Onkel Robert erhalten hatte. Und seit diese Zuschüsse eingestellt waren, hatte er sich eben danach einzurichten gewußt: der Kaffeehausbesuch wurde eingeschränkt, von Neuanschaffungen wurde Abstand genommen, an Zigaretten gespart, und die Weiber durften einen überhaupt nichts mehr kosten. Ein kleines Abenteuer vor drei Monaten, das vielverheißend begonnen hatte, war daran gescheitert, daß Willi buchstäblich nicht in der Lage gewesen wäre, an einem gewissen Abend ein Nachtstuhl für zwei Personen zu bezahlen ... Niemals noch war ihm die Enge seiner Verhältnisse so deutlich zum Bewußtsein gekommen als heute. (S. 172.)

Kasda fährt zu Familie Keßner, die ihn nach Baden eingeladen hatte. In einer Unterhaltung beim Essen, an der auch ein Rechtsanwalt beteiligt ist, wird klar, dass Kasda außerhalb des militärischen Lebens nicht viel Erfahrung hat. Wenn über „wichtige“ Sachen geredet wird, kann er nicht folgen, sondern nur wenn es um belanglose Themen geht:

Bei Tische war zuerst in allerlei für den Leutnant nicht ganz verständlichen Ausdrücken von einem Prozeß die Rede, den der Rechtsanwalt für den Hausherrn in Angelegenheit seiner Fabrik zu führen hatte; dann aber kam das Gespräch auf Landaufenthalte und Sommerreisen, und nun war auch für Willi die Möglichkeit gegeben, sich daran zu beteiligen. (S. 173.)

Kasda fühlt sich dem Rechtsanwalt unterlegen und denkt, er würde in einer herablassenden Art mit ihm reden: „Wie drei Grazien, nicht wahr?“ meinte der Rechtsanwalt. Wieder klang es wie Ironie, und dem Leutnant lag es auf der Zunge: „Wie meinen Sie das, Herr Doktor?“ (S. 174.)

Nach dem Mittagessen geht Kasda ins Café Schopf, um zu spielen. Die Konstellation der Spieler, hat er Bogner bereits mitgeteilt:

Der Hauptmacher ist der Regimentsarzt Tugut, der übrigens eine Mordssau hat, der Oberleutnant Wimmer ist auch gewöhnlich dabei, dann der Greising, von den Siebenundsiebzigern ... den kennst du gar nicht. Er ist draußen in Behandlung – wegen einer alten G'schicht, auch ein paar Zivilisten sind dabei, ein Advokat von draußen, der Sekretär vom Theater, ein Schauspieler und ein älterer Herr, ein gewisser Konsul Schnabel. ... Das ist die Hauptwurzen. Der Tugut hat ihm vor vierzehn Tagen nicht weniger als dreitausend Gulden auf einem Sitz abgenommen. (S. 170f.)

Besonders Leutnant Greising fällt durch seine Negativität auf. Er ist auf Kur in Baden, weil er sich die Syphilis eingefangen hat. Er hat trotzdem Verkehr mit Frauen und infiziert sie wesentlich:

Hierauf berichtete er in nicht sonderlich gewählten Ausdrücken von einem kleinen Abenteuer, das er gestern abend im Kurpark eingeleitet und noch in derselben Nacht zum erwünschten Abschluß gebracht habe. Willi trank langsam seine Limonade, und Greising, der merkte, was jenem durch den Sinn gehen mochte, sagte, wie zur Antwort, mit einem kurzen Auflachen: »Das ist der Lauf der Welt, müssen halt andere auch dran glauben.« (S. 176.)

Kasda nimmt sich vor nur fünfzehn Minuten zu spielen und sich danach den Töchtern der Familie Keßner zu widmen: „Ich bin wo eingeladen«, bemerkte Willi, während er sich mit gespielter Gleichgültigkeit eine Zigarette anzündete. »Ich werde nur eine Viertelstunde kiebitten.« (S.176.)

Die anderen Spieler machen sich über Kasdas naives Vorhaben lustig (S. 176.)

Kasda fängt an zu Spielen. Der Konsul verlor, Willi gewann und entschloss sich zu gehen:

Der Betrag von tausend Gulden, den er – für einen anderen – zu gewinnen unternommen hatte, war um einige hundert überschritten.... Die andern waren gleich wieder in ihr Spiel vertieft; und als Willi an der Tür sich noch einmal umwandte, sah er, daß ihm nur das Auge des Konsuls mit einem kalten, raschen Aufschauen von den Karten gefolgt war. (S. 178.)

Willi ist stolz auf seine Selbstbeherrschung: „So, mein lieber Bogner, da hast du. Genau die Tausend Gulden habe ich gewonnen. Um ganz präzise zu sein, tausendeinhundertfünfundfünfzig. Dann hab' ich aufgehört. Selbstbeherrschung, was?“ (S. 179.)<sup>124</sup>

Willi, bis jetzt stolz auf seine Selbstbeherrschung, überlässt die Entscheidung, ob er Familie Keßner besuchen oder gleich nach Wien zurück fahren sollte, dem Zufall. Das Schicksal will es, dass er auf den nächsten Zug warten muss, und inzwischen an den Spieltisch zurückkehrt (180). Willi hält sich nicht an seinen Vorsatz, vorsichtig zu spielen (S. 184.). Er vergisst sein System, und es zeigt sich, dass er nicht für seinen Freund spielt, sondern weil er ein Spieler ist.<sup>125</sup>

Willis Glück hatte sich gewendet, und außer den tausend für den alten Kameraden Bogner hatte Willi kaum hundert Gulden mehr. Sind die hundert weg, so hör' ich auf, unbedingt, schwor er sich zu. Aber er glaubte selbst nicht daran. Was geht mich dieser Bogner eigentlich an? dachte er. Ich habe doch keinerlei Verpflichtung. (S. 185.)

Das Glück wendet sich noch einmal für Willi und er gewinnt viertausendzweihundert Gulden. Der Konsul will das Spiel beenden, aber Willi glaubt an seine Glückssträhne, die ihn wieder nach oben bringen soll:

Deutlich rückt Willi als im Verlauf des Spiels das Wunschbild einer ganz anderen Existenz, eines mondänen Lebens als Spieler im großen Stil vor Augen. ... Als einfacher Leutnant lebt Willi in Umständen, die durch die Kluft von Schein und Sein, von hohem sozialen Ansehen und geringem Einkommen gekennzeichnet sind. In Willis Fall, so wird ihm selbst bewusst, droht diese Kluft unüberbrückbar zu werden, da ihm mit dem Verlust jeglicher familiären Hilfe auch die herkömmlichen Voraussetzungen, das Leben eines Leutnants zu führen, abhandengekommen sind.<sup>126</sup>

Willi wird von der Gier gepackt und will dem Konsul sein ganzes Geld abnehmen, was auch als Zweikampf zwischen den alten und neuen Vertretern der Gesellschaft verstanden werden kann.<sup>127</sup>

Willi fühlte sich zwiespältig bewegt. Wenn man jetzt aufhörte, so konnte ihm nichts mehr geschehen, und das war gut. Zugleich aber spürte er eine unbändige, eine wahrhaft höllische Lust, weiterzuspielen, noch

---

<sup>124</sup> Michael Scheffel. Das Ende des Leutnants. Scheffel meint, Willi denkt nicht wirklich an Bogner sondern nur an sich selbst, deswegen kehrt er noch zweimal am Spieltisch, obwohl er die geforderte Summe schon gewonnen hatte. S. 232.

<sup>125</sup> Ebda. „Nicht der Bitte Bogners, sondern seine eigene, aus dem standestypischen Missverhältnis von Glanzbedürfnis und tatsächlichen materiellen Elend erwachsene Geldnot treibt Kasda an den Spieltisch. Hier erwacht in ihm bald die Sehnsucht nach einem anderen, großartigen Leben, hier versagt er in seiner sozialen Rolle, indem er mit jeglicher Selbstkontrolle genau das verliert, was ihn als Offizier eigentlich auszeichnen sollte.“ S. 235.

<sup>126</sup> Ebda. S. 233.

<sup>127</sup> Ebda. S. 235. Vgl. auch Andre Seegers. Der k. u. k. Soldat im Werk Artur Schnitzlers. Figuration bestimmter Identitäten. „Kasda tritt in dieser Erzählung allerdings als Vertreter einer auf Ehre und Moral fußenden alten Welt auf, der sich in seinem Gläubiger Konsul Schnabel einem kühlen und zwielichtigen Materialisten gegenüber übersieht.“ S. 29.

einige, alle die blanken Tausender aus der Briefftasche des Konsuls in die seine herüberzubaubern. (S. 186.)

Willi ist wie in Trance und überblickt nicht, wieviel Geld er setzt und verliert: „Und wieder lagen Karten vor ihm. Er setzte – wieviel, wußte er nicht genau. Eine Handvoll Banknoten. Das war eine neue Art, es mit dem Schicksal aufzunehmen. Acht. Nun mußte es sich wenden.“ (S. 190.)

Er verliert alles, was er gewonnen hatte, und schuldet dem Konsul elftausend Gulden.<sup>128</sup> Erst jetzt beginnt er an sein Lebensweise zu zweifeln und wünscht sich, er hätte die Möglichkeit und Freiheit sein Leben zu ändern: „Sie fahren unter dem Viadukt der Stadt zu. Aus der Südbahnhalle brauste eben ein Zug. Da fahren Leute nach Baden, dachte Willi, und weiter, nach Klagenfurt, nach Triest – und von dort vielleicht übers Meer in einen anderen Weltteil ... Und er beneidete sie alle.“ (S. 198)

Willi ist von seinem Offiziers-Dasein nicht mehr überzeugt und beneidet sogar die, die einem zivilen Beruf nachgehen: „Willi hätte nie geahnt, daß er einen Moment erleben sollte, in dem sogar ein armer Schullehrer ihm, als ein beneidenswertes Geschöpf vorkommen würde.“ (S. 200.)

Um seine Schulden beglichen zu können, bleibt Kasda nur zu seinem Onkel, Robert Wilram, zu gehen, um ihn um finanzielle Unterstützung zu bitten. Mit ihm hatte er seit mehr als eineinhalb Jahren keinen Kontakt, seitdem er Kasdas monatliche Unterstützung abgebrochen hatte. Sein Onkel hatte ihm oft Restaurant- und Theaterbesuche finanziert, wo er die Möglichkeit hatte Frauen kennenzulernen, sein Hauptinteresse, abgesehen von den militärischen Aktivitäten. Willis seichter Charakter wird deutlich, als sein Onkel ihm seine philosophischen Schriften vorliest. Willi langweilt sich und kann dem nichts abgewinnen. (S. 201-205.) Knecht meint über diese Lebensweise:

Denkstrukturen und Verhalten sind ganz typisch geprägt von Herkunft und Stand. (Vergleiche dazu Willis herablassende, verachtende Einstellung zu Zivilisten; seine Ignoranz hinsichtlich allem, was außerhalb seines sehr beschränkten Lebensradius als Offizier liegt; sein bedingungsloser Glaube an das Absolutum der Offizierslehre; seine Unfähigkeit, sich irgendeinen Existenzmodus außer der Offizierskarriere vorzustellen.) Willi ist ein recht durchschnittlicher Mensch, der durch das erstarrte und dekadente Standesethos der Offiziersschicht determiniert wird. Marionettenhaft bewegt er sich durch ein von sozialer Voreingenommenheit und Konventionsgebundenheit geprägtes Leben. Er will sozial und ideologisch völlig angepaßt sein, ist ständig nach außen orientiert und ist rasch bereit, andere für Schwierigkeiten verantwortlich zu machen, die Schuld ganz automatisch abzuschieben. (So gibt Willi zum Beispiel den Keßner-Damen Schuld, daß er den letzten Zug nach Wien versäumt und daher zum Spieltisch und einem Unglück zurückkehren „muß.“ Willis Kamerad Bogner, der ihm um tausend Gulden gebeten hat, wird immer wieder als „Sündenbock“ für sein Unglück heraufbeschworen...). Sein Elitebewußtsein und der Dünkel, die dem Gruppengefühl entstammten, hindern ihn daran, die sozialen Werte je in Zweifel zu stellen, den ideologi-

---

<sup>128</sup> Kasda meint Schnabel borgt ihm das Geld, weil er ein Offizier ist. „Ein Offizier mußte seine Spielschulden zahlen. So ein Herr Elrief blieb Elrief in jedem Falle, aber ein Offizier, wenn er nicht gerade Bogner hieß...“ (S. 190.)

schen Systemmechanismus überhaupt zu erahnen und an den festgelegten Verhaltensregeln Kritik zu üben.<sup>129</sup>

Als Bestätigung dieses Zitates dient die Tatsache, er hat sich niemals Gedanken über seine Zukunft gemacht:

Die geringfügige Erbschaft von der Mutter her, mit der er bisher hausgehalten, war eben erst aufgezehrt, doch hatte er sich seiner Art nach über die Zukunft bisher keinerlei ernste Gedanken gemacht, bis nun mit einemmal, von einem Tag, ja von einer Stunde zur anderen, die Sorge gleich in ihrer drohendsten Gestalt auf seinem Wege stand.<sup>130</sup> (S. 205.)

An seiner Bitte an den Onkel merkt man unter welchem Determinismus Willi lebt. Für ihn ist unmöglich sich von seiner familiären Tradition zu lösen und ein Leben in Zivil wäre für ihn undenkbar:<sup>131</sup>

Du mußt dich nur in meine Lage versetzen, Onkel. Alles, alles steht für mich auf dem Spiel, nicht nur meine Existenz als Offizier. Was soll ich, was kann ich denn anderes anfangen? Ich hab' ja sonst nichts gelernt, ich versteh' ja nichts weiter. Und ich kann doch überhaupt nicht als weggejagter Offizier – grad gestern hab' ich zufällig einen früheren Kameraden wiedergetroffen, der auch – nein, nein, lieber eine Kugel vor den Kopf. ... Der Vater war Offizier, der Großvater ist als Feldmarschalleutnant gestorben. Um Gottes willen, es kann doch nicht so mit mir enden. (S. 209.)

Schmidt-Dengler meint dazu, dass: „... der Mensch, der die Uniform ablegen musste, nun eine amorphe Masse ist, nur eine zufällige Form, der jeglicher Inhalt abgeht.“<sup>132</sup>

Kasda kann sich keineswegs ein Leben ohne seine Uniform vorstellen, obwohl Robert ihm sagt, dass er auch in Zivil ehrenhaft leben kann:<sup>133</sup> „Und meiner Ansicht nach kann man immer noch ein ganz anständiger Mensch sein – und werden, auch in Zivil. Die Ehre verliert man auf andere Weise. Aber so weit, daß du das begreifst, kannst du heute noch nicht sein.“ (S. 211.)

Kasda erfährt, dass Robert seinen Besitz seiner Frau überschrieben hat. Da er mit ihr bereits eine Affäre gehabt hat, geht er zu ihr, um sie um das Geld zu bitten. Kasda muss auf ihre Antwort warten und geht in der Zwischenzeit etwas essen. Darin sieht Vanhellenputte Merkmale von Schnitzlers Sehnsucht nach dem alten monarchischen Österreich:

Willi wuchs in Temesvar auf, das damals in Ungarn gelegen war ... er trinkt eine Flasche herbsüßen ungarischen Weins. Solche einander harmonisch ergänzenden Details können kaum zufällig sein und lassen sich bestimmt nicht restlos durch die individualisierenden Neigungen des späten Schnitzlers erklären. ...

---

<sup>129</sup> Knecht. S. 186f.

<sup>130</sup> Noch dazu lebt er alleine und hat keine nähere Verbindung zu jemand. „Er hatte keine bestimmte Abmachung; und wenn er sich verspätete, ja, wenn er gar nicht käme, es würde keinem Menschen sonderlich auffallen, weder den Herren im Café Schopf noch dem Fräulein Keßner.“ (S. 167.)

<sup>131</sup> Andre Seegers. Der k. u. k Soldat im Werk Arthur Schnitzlers. Hamburg 2009. Mit seiner militärischen Existenz endet zugleich seine physische. S. 32.

<sup>132</sup> Schmidt-Dengler. Von Fahnen und Fanfaren. Zum Komplex „Militär“ in der österreichischen Literatur zwischen den beiden Weltkriegen. Ohne Nostalgie. S. 68. Schmidt-Dengler sagt weiter: „Der Verlust der Uniform bedeutete auch ein Verlust der männlichen Identität, und Annoncen in den Zeitungen aus diesen Tagen legen Zeugnis davon ab, wie wenig die Offiziere mit dem Anfangen konnten, wofür sie ausgebildet worden waren und wie zugleich der Verlust dieser Berufsidentität dadurch kompensiert wurde, dass man sich für alle Berufe befähigt fühlte.“ S. 67.

<sup>133</sup> Knecht. S. 187. „Fixiert durch seine Offiziersposition erkennt Willi nicht, wie lebensfremd er eigentlich ist – er ist blind für die sich wandelnden gesellschaftlichen Verhältnisse, für den Zersetzungsprozeß seines Standes und das Hervortreten neuer, merkantiler Kräfte.“



Daß er aber neben dem eindeutig deutschen Vornamen Wilhelm den sehr wenig germanisch klingenden Nachnamen Kasda trägt und einen persönlichen historisch-geographischen Hintergrund besitzt, der die vergangene militärische Größe und räumliche Weite des alten Habsburgerreichs heraufbeschwört, soll wohl als geheimes Zeichen des wehmütigen Zurückdenkens Schnitzlers an die verlorene Heimat, an das ethnisch bunte, bei allen Fehlern seiner Machthaber großzügig verwaltete Österreich-Ungarn gedeutet werden.<sup>134</sup>

Leopoldine kommt in Willis Wohnung, beide essen und verbringen die Nacht zusammen.

Während er schläft will sie gehen, aber er wacht auf:

Er wollte ihren Namen rufen, seine Stimme versagte wie unter einem Alpdruck, wollte aus dem Bett springen, zu ihr hin stürzen, sie zurückhalten; ja, er fühlte sich bereit, ihr über die Treppe nachzulaufen, im Hemd – geradeso – er sah das Bild vor sich –, wie er in einem Provinzbordell vor vielen Jahren einmal eine Dirne einem Herrn hatte nachlaufen sehen, der ihr den Liebeslohn schuldig geblieben war...; »Bald hätt' ich vergessen«, sagte sie beiläufig, trat nun näher, ließ eine Banknote auf den Tisch gleiten –, »da« – und war schon wieder bei der Tür. (S. 228.)

Kasda ist geschockt, als er sich dabei ertappt, wie eine Prostituierte dem Geld nachzulaufen.<sup>135</sup> Da stellt sich heraus, dass sie nie vorhatte ihm Geld zu borgen, sondern ihn nur benutzte um eine schöne Nacht zu verbringen, und ihn dafür bezahlt:

»Das ist ja zu wenig, Leopoldine, nicht um tausend, du hast mich gestern wahrscheinlich mißverstanden, um *elf*tausend habe ich dich gebeten.« ... »Ah so,« sagte sie, »du hast gedacht . . .« Und mit einer verächtlich-flüchtigen Kopfwendung zu der Banknote hin: »Darauf hat das keinen Bezug. Die tausend Gulden, die sind nicht geliehen, die gehören dir – für die vergangene Nacht.« ... das Blut stieg ihm brennend in Augen und Stirn. Unbewegt, wie neugierig, blickte sie ihn an. Und da er nicht vermochte, ein Wort herauszubringen – wie fragend: »Ist doch nicht zu wenig? Was hast du dir denn eigentlich vorgestellt? Tausend Gulden! – Von dir hab' ich damals nur zehn gekriegt, weißt noch?« (S. 228.)

Nach der ersten Bewunderung und einem Wutanfall wegen Leopoldines Benehmen merkt Willi, dass er bereit wäre, sich an jeden zu verkaufen und seine Offiziersehre nur oberflächlich ist. Er beginnt sogar zu fühlen, dass ihm Recht geschieht:

Doch während das Schmähwort, das ihr gebührte, den Weg auf seine Lippen suchte, während er die Faust erhob, als wolle er sie auf die Elende herniedersausen lassen, zerfloß das Wort ihm ungesprochen auf der Zunge, und seine Hand sank langsam wieder herab. Denn plötzlich wußte er – und hatte er es nicht früher schon geahnt? –, daß er auch bereit gewesen war, sich zu *verkaufen*. Und nicht ihr allein, auch irgendeiner andern, *jeder*, die ihm die Summe geboten, die ihn retten konnte. Und so – in all dem grausamen und tückischen Unrecht, das ein dagegen wehrte, begann er eine verborgene und doch unentrinnbare Gerechtigkeit zu verspüren, die sich über das trübselige Abenteuer hinaus, in das er verstrickt war, an sein tiefsten Wesen wandte. (S. 230.)

Faktisch gesehen verurteilt Leopoldine Kasda mit ihrer Entscheidung zum Tode. Das erkennt er auch: „»Marod? Wer hat Ihnen das g'schafft ... Ah so.« - Leopoldine -! Sie hätte auch gleich den Auftrag geben können, ihn tot zu melden, das wäre einfacher gewesen. - »Gut ist's. Machen S' mir einen Kaffee«, sagte er und schloß die Tür.“ (S. 231.)

Bevor er sich erschießt, schickt er Leopoldines Tausender zu Bogner. Kasda gibt ihm sogar seinen Offizierstitel zurück, vielleicht als Zeichen, dass auch das mit Geld gekauft werden kann:

<sup>134</sup> Michel Vanhellenputte. Der Leutnant und der Tod. Literatures et culture allemandes. 1985. S. 234.

<sup>135</sup> Jenneke A. Oosterhoff. Die Männer sind infam, solange sie Männer sind. Tübingen 2000. „Durch Leopoldines böswillige aber gelungene Geste erkennt Willi, daß er seine Rettung aus der Lage mit Sex erkaufte, sich also prostituiert hatte.“ S. 75 Vgl. auch Laermann. „Er ist in seiner Beziehung zu ihr in die Nähe der Prostitution geraten.“ S. 195.

Herrn Oberleutnant Otto von Bogner. Oberleutnant – ja! – Er gab ihm die Charge wieder, aus eigener Machtvollkommenheit. Irgendwie blieb man doch immer Offizier – da mochte einer angestellt haben, was er wollte –, oder man *wurde* es doch wieder – wenn man seine Schulden bezahlt hatte. (S. 232.)

Mit seinem Selbstmord entschließt sich Willi seinem Empfinden von Männlichkeit und Ehre nachzukommen. Der Freitod erscheint dem inzwischen tief gedemütigten Willi Kasda am Ende als die einzige Möglichkeit, sich die Integrität seines Selbst zu erhalten.<sup>136</sup>

Noch dazu ist Willi von der „Außenwelt“ außerhalb der Kaserne beängstigt, nach seinen negativen Erfahrungen mit Schnabel und Leopoldine:

Gegenüber Mann und Frau und sowohl im öffentlichen als auch im privaten Leben macht Willi also die Erfahrungen, dass die ihm vertrauten Verhaltensschemata der Wirklichkeit des Daseins außerhalb von Kaserne und militärischem Dienst nicht entsprechen. Da Willi offenbar – im Unterschied zu seinen beiden Gegenspielern – nicht über die Kraft verfügt, sich den Wechselfällen des Lebens gegenüber zu öffnen, erfüllt er die militärische Konvention und bewahrt sich Ehre und sozialen Stand auf Kosten seiner körperlichen Existenz.<sup>137</sup>

Diese These wird bestätigt, da laut Gesetz seine Schulden nicht eintreibbar waren, weil das Glückspiel verboten war:

Wer an einem Glückspiel teilnahm, verstieß gegen das Strafgesetz. Er konnte jedoch auf eine rechtlich höchst merkwürdige Weise Straffreiheit für sich erwirken, indem er die übrigen Teilnehmer am Spiel denunzierte. Dieses sogenannte Denunziantendrittel ist zweifellos ein Indiz für die Schwierigkeiten, welchen sich die Strafverfolgungsbehörden bei der Bekämpfung von Glücksspielen konfrontiert sahen ... Es wurde also damals bereits die Darlehensvergabe beim Glücksspiel insofern implizit verboten, als Spielschulden auch dann nicht einklagbar sein sollten, wenn der Gläubiger eine schriftliche Schulderkennung vorlegen konnte.<sup>138</sup>

Seine Angst vor der Existenz als nicht Offizier und seine Ehre<sup>139</sup> lassen ihn nicht auf die Idee kommen, diese Möglichkeit auszunutzen und sich zu retten:

Leutnant Kasda kommt nun aber keinen Moment auf die Idee, sich auf das geltende Strafrecht zu berufen. Ja, er scheint es nicht einmal zu kennen. Unbezweifelbar steht für ihn fest, dass nicht das allgemeine Strafrecht für ihn gilt, sondern ein davon ganz und gar unabhängiges militärisches Standesrecht. Und das zwingt ihn, die Spielschulden, die zivilrechtlich nicht einklagbar, strafrechtlich gar verboten sind, dennoch zu begleichen, weil er standesrechtlich für sie einstehen muss.<sup>140</sup>

Andere Figuren, die im „Spiel im Morgengrauen“ eine soziale Position einnehmen, sind Willis Bursche Joseph und der ehemalige Offizier Bogner.

In Kasdas Burschen erkennt man den Geist des monarchischen Offiziers. Er bleibt bis nach dem Tod hinaus seinem Herrn treu:

Der Bursche, den Regimentsarzt Tugut dafür verantwortlich gemacht hat, daß die Leiche Kasdas in der Stellung bleibt, in der sie gefunden wurde, tritt neben den Diwan an die Seite seines toten Herres und steht da stramm wie ein Wachposten. Auf die Frage von Willis Onkel, ob der Herr Leutnant am vorigen Abend noch Besuch gehabt habe – wobei Wilram, der auf dem Tisch Teller, Fläschen, Gläser sowie die Reste eines Mahls gewahrt und dem von dem zerknitterten Hemd Willis ein ihm seltsam bekannt vorkommendes Parfüm entgegenweht, vielleicht einen bestimmten Verdacht hat –, erwidert der immer noch

---

<sup>136</sup> Scheffel. Das Ende des Leutnants. S. 237.

<sup>137</sup> Ebda. S. 237.

<sup>138</sup> Laermann. S. 191f.

<sup>139</sup> Ebda. „Die Ehre, die ihm Duell mit der Waffe verteidigt werden musste und die beim Glücksspiel durch Zahlung der Spielschulden innerhalb von vierundzwanzig Stunden nicht angegriffen werden dürfte, ist Ausdruck einer archaischen Rechtsempfindens, das sich in seiner feudalen Ausprägung bis in die bürgerliche Gesellschaft hinein erhalten hat.“ S. 193.

<sup>140</sup> Ebda. S. 192

stramm stehende Joseph, der nur allzu gut weiß, daß Kasda eine junge Dame empfangen hat ... Durch diese Lüge hält der Bursche seinem Herrn die Treue über den Tod hinaus. Und als die mit der Untersuchung der Umstände von Willis Ableben beauftragte Kommission eintritt, steht Joseph noch strammer als vorher. Es ist sehr schwer, in diesem Bild, mit dem die Erzählung schließt, «die leise, zarte Hingabe an den Mythos des Gestrigen», von der bei Magris die Rede war, nicht wiederzuerkennen.<sup>141</sup>

Bogner ist die Spiegelung von Willis Leben, wenn er sich für das Verlassen des Militärs entschieden hätte. Er stellt die Probleme dar, die Offiziere bei der Anpassung an die zivile Welt hatten:

Otto Bogner, ehemaliger Oberleutnant von Bogner, repräsentiert den durch nicht beglichene Spielschulden gefallenen Offizier, der die im militärischen Ehrenkodex verankerte Wahl zwischen Tod und Leben in Schande zugunsten des letzteren entschied. Er gab seine Karriere auf und schlug den Weg eines Zivilisten ein, was ihm weder Erfolg noch Glück bringt. Deklassiert durch seinen wenig rühmlichen Ausstieg aus dem Offizierstand ist Bogner unfähig, sich gesellschaftlich neu zu etablieren.<sup>142</sup>

Am Ende stellt sich einzig der frühere Oberleutnant Bogner als Gewinner der Geschichte heraus, der sich auch als einziger besser in die neue Welt eingelebt hat.

### **Die Neureichen**

Konsul Schnabel gilt als Vertreter der Neureichen. Seine Herkunft ist unbekannt und sein Lebensstil entspricht nicht dem der Offiziere. Er hat zwar nichts dagegen, seine „Freundin“ mit einem anderen Mann zu teilen, ist aber trotzdem bereit, sich sogar mit mehreren Offizieren anzulegen, als ihn Leutnant Greisig beleidigt:

Man wußte vom Konsul Schnabel nicht viel mehr, als daß er eben Konsul war, Konsul eines kleinen Freistaats in Südamerika und »Großkaufmann«. Der Sekretär Weiß war es, der ihn in die Offiziersgesellschaft eingeführt hatte, und des Sekretärs Beziehungen zu ihm stammten daher, daß der Konsul ihn für das Engagement einer kleinen Schauspielerin zu interessieren gewußt hatte, die sofort nach Antritt ihrer bescheidenen Stellung in ein näheres Verhältnis zu Herrn Elrief getreten war. Gern hätte man sich nach guter alter Sitte über den betrogenen Liebhaber lustig gemacht, aber als dieser kürzlich, während er Karten austeilte, an Elrief, der eben an der Reihe war, ohne aufzublicken, die Zigarre zwischen den Zähnen, die Frage gerichtet hatte: »Na, wie geht's denn unserer gemeinsamen kleinen Freundin?« war es klar, daß man diesem Mann gegenüber mit Spott und Späßen in keiner Weise auf die Kosten kommen würde. Dieser Eindruck befestigte sich, als er dem Leutnant Greising, der einmal spät nachts zwischen zwei Gläsern Kognak eine anzügliche Bemerkung über Konsuln unerforschter Landstriche ins Gespräch warf, mit einem stechenden Blick entgegnet hatte: »Warum frozzeln Sie mich, Herr Leutnant? Haben Sie sich schon erkundigt, ob ich satisfaktionsfähig bin?« (S. 177f.)

Der Vorfall mit dem Leutnant wird von den Anwesenden schweigend übergangen. Danach sind die Offiziere vorsichtiger im Umgang mit dem Konsul: „Bedenkliche Stille war nach dieser Erwiderung eingetreten, aber wie nach einem geheimen Übereinkommen wurden kei-

<sup>141</sup> Michel Vanhellenputte. S. 235f.

<sup>142</sup> Knecht. S. 189. Vgl. Rey: „Auf den ersten Blick scheinen sie ein analoges Schicksal zu haben. In Bogner scheint die Zukunft Kasdas vorweggenommen zu sein, denn er war durch seine Spielschulden in die gleiche Krise geraten. Aber es stellt sich dann doch heraus, daß die beiden Offiziere nicht aus dem gleichen Holz geschnitzt sind. Indem Bogner den Dienst quittiert, entscheidet er sich für die Ehre und den Tod. Opportunismus und Heroismus stehen sich in diesen beiden Gestalten gegenüber. ... Leider bietet ihm jedoch seine bürgerliche Existenz als arbeitender Familienvater keine echte Erfüllung. Er kommt innerlich nicht von der militärischen Tradition los.“ S. 133.

nerlei weitere Konsequenzen gezogen, und man entschloß sich, ohne Verabredung, aber einmütig, nur zu einem vorsichtigeren Benehmen ihm gegenüber« (S. 178.)

Die Offiziere sind stolz, sogar überheblich, und wollen ihre Gewohnheiten nicht als Laster sehen.<sup>143</sup> Sie benehmen sich als hätten sie Keine und tun als ob sie besser als alle anderen, z. B. Advokaten, wären. Für Schnabel sind alle gleich und nur wieviel Geld sie haben macht den Unterschied:

Hasardspiel ... »Es ist und bleibt ein Laster«, behauptete Doktor Flegmann ganz ernsthaft. Man lachte, aber Oberleutnant Wimmer zeigte Lust, die Bemerkung krumm zu nehmen. Was bei Advokaten vielleicht ein Laster sei, bemerkte er, sei darum noch lange keines bei Offizieren. Doktor Flegmann erklärte höflich, daß man zugleich lasterhaft und doch ein Ehrenmann sein könne, wofür zahlreiche Beispiele seien: Don Juan zum Beispiel oder der Herzog von Richelieu. Der Konsul meinte, ein Laster sei das Spiel nur, wenn man seine Spielschulden zu zahlen nicht imstande sei. Und in diesem Fall sei es eigentlich kein Laster mehr, sondern ein Betrug; nur eine feigere Art davon. (S. 181f.)

Am Ende des Abends hat der Konsul viel Geld gewonnen, was ihn ziemlich kalt lässt. Er zahlt allen die Rechnung, und alle stolzen Offiziere, außer Greising, lassen sich einladen:

Der Konsul war aufgestanden, rief nach dem Kellner – als wäre es eine Nacht gewesen, wie jede andere. Es kamen nur zwei Flaschen Kognak auf seine Rechnung, aber der Einfachheit halber wünschte er die gesamte Zeche zu begleichen. Greising verbat sich's und sagte seinen Kaffee und seine Zigaretten persönlich an. Die anderen ließen sich gleichgültig die Bewirtung gefallen. (S. 191.)

Der Konsul bietet Kasda an, ihn in seiner Kutsche nach Wien mitzunehmen. So hat Willi die Möglichkeit, über seine Schulden zu reden. Bei dieser Fahrt wird klar, dass der beiden Lebensführung kontrovers ist.<sup>144</sup> Seine Existenz ist nicht wie die von Kasda determiniert, er legt sich auf nichts fest und ist für Neues offen: »»Merkwürdig«, nickte der Konsul. »Wenn man denkt, wie die Existenz für manche Menschen sozusagen vorgezeichnet daliegt, während andere von einem Jahr, manchmal von einem Tag zum nächsten « (S. 193.)

Der Konsul ist ein Mensch, der viele Höhen und Tiefen erlebt hat, und greift Kasda<sup>145</sup> an, er sei wie alle Offiziere statisch und nur auf die Vergangenheit konzentriert. Er bezweifelt ihre Fähigkeit einer ordentlichen Arbeit nachzugehen, weil sie zu wenig flexibel und zu viel auf ihre Ehre fixiert sind:

»Ja,« erwiderte der Konsul, »das stimmt schon, aber dann geschieht es meistens unfreiwillig, und sie sind, vielmehr sie kommen sich lächerlicherweise deklassiert vor, sie können auch kaum wieder zurück zu ihrem früheren Beruf. Hingegen unsereiner – ich meine: Menschen, die durch keinerlei Vorurteile der Geburt, des Standes oder – sonstige behindert sind – – ich zum Beispiel war schon mindestens ein halbes dutzendmal oben und wieder unten. Und wie tief unten – ha, wenn das Ihre Herren Kameraden wüßten, wie tief, sie hätten sich kaum mit mir an einen Spieltisch gesetzt – sollte man glauben. Darum haben sie wohl auch vorgezogen, Ihre Herren Kameraden, keine allzu sorgfältigen Recherchen anzustellen.« (S. 194.)

---

<sup>143</sup> Rolf Allerdissen. Arthur Schnitzler: Impressionistisches Rollenspiel und skeptischer Moralismus in seinen Erzählungen. Bouvier Verlag Herbert Grundmann. Bonn, 1985. Laut Allerdissen spielen die Offiziere mehr aus Spießbürgerlichkeit als aus Abenteuerlichkeit. S. 62.

<sup>144</sup> Scheffel. Das Ende des Leutnants. „Im Rahmen der erzählten Welt verkörpert Konsul Schnabel den Gegentyp zu Leutnant Willi Kasda. Schnabel verfügt über die Lebensart und das Geld, das Willi gerne hätte, und im Unterschied zu Willi, der sich von äußeren Umständen leiten lässt und zu keiner Zeit eine selbständige Entscheidung trifft, erweist er sich als willensstark und unterschiedlichen Situationen gewachsen.“ S. 235.

<sup>145</sup> Markus Lorenz. Die Welt als Wille und Vorstellung. Schnitzlers Novelle „Spiel im Morgengrauen“ Z. f. d. Ph. 128 2009,2 S. 241-260. „Kasdas ständisch-vorurteilvolles soziales Hierarchisierungsprinzip von Auf und Ab besteht in der anachronistisch-starren militärischen Ehrenform, in emblematischen Zeichen, im eskapistischen Abenteuer als sich selbst eliminierender Form. Schnabel hingegen lebt in der Welt der Flexibilität des Geldes, der biegsamen Arbitrarität pekuniärer Zeichen.“ S. 256f.

Er kritisiert auch die hypokritischen Ehrenregeln der Offiziere, da sie einen potenziellen Mörder in ihren Reihen dulden:

»Eigentlich merkwürdig,« sagte er, »wie die Herren, die so streng auf ihre Standesehre halten, einen Menschen in ihrer Mitte dulden dürfen, der mit vollem Bewußtsein die Gesundheit eines anderen Menschen, eines dummen, unerfahrenen Mädels zum Beispiel, in Gefahr bringt, so ein Geschöpf krank macht, möglicherweise tötet –« (S. 196f.)

All diese Äußerungen Schnabels erwecken den Anschein, dass er den Offizierstand verachtet, vielleicht weil er ihm früher einmal angehört hat: „Denken Sie, Herr Leutnant, ich habe meine drei Jahre abgedient seinerzeit und bin nicht weiter gekommen als bis zum Korporal. So ein ungebildeter Mensch bin ich – oder war ich wenigstens.“<sup>146</sup> (S. 196.)

Willi musste die scharfe Kritik an seinem Stand und seinen Überzeugungen über sich ergehen lassen, sich dem reichen Zivilisten unterwerfen und konnte ihm nicht widersprechen: „Er war angewiesen auf die Liebenswürdigkeit, auf das Entgegenkommen, auf die Gnade dieses Herrn Konsul, wie tief unten der auch einmal gewesen sein mochte.“ (S. 194.)

Der Konsul bleibt eiskalt bei seiner Entscheidung, Kasdas Schuldenfrist nicht zu verlängern, obwohl er weiß, dass er damit Willis Existenz als Offizier zerstört:

Seine enigmatische Stellung als geldkräftige „Stütze der Gesellschaft“ verleiht ihm Ansehen und neidvolle Bewunderung. Hinter der Fassade würdevollen und patriarchalischen Auftretens verbirgt sich kühle, grausame Berechnung. Ähnlich Leopoldine ist Konsul Schnabel klassenlos – wird aber auch von gewissen Kreisen deklassiert. Diese gesellschaftliche Entwurzelung bringt einerseits Freiheit und Unabhängigkeit, wirkt aber andererseits verunsichernd und beleidigend. Dieses Gefühl der sozialen Inferiorität wird vom Konsul durch abgrundtiefe Verachtung der Militärklasse kompensiert, dessen Heuchelei und absurde Betonung des Ehrenkodexes von der Allgemeinheit immer noch nicht durchschaut worden sind. Er, der Parvenu, der schon tief unten war, haßt Offiziere als Vertreter einer privilegierten Schicht. Es bereitet ihm boshafte Befriedigung, Leutnant Kasda in das Netz der Konventionen zu verstickern, über die er sich selbst nur lustig machen kann.<sup>147</sup>

Nach Schnabels Ablehnung (S.199.) steigt Willi vor seiner Kaserne aus. Schnabel fährt weiter nach Hause, in die Helfersdorferstraße. Laut Laermann ist Schnabels Adresse ein versteckter Hinweis Schnitzlers auf seine Verbindung zur Börse.

Bei der Sorgfalt, die Schnitzler im allgemeinen darauf verwendet hat, seinen Figuren ihren sozialen Rang durch eine bestimmte Platzierung in der Stadtgeographie Wiens zuzuweisen, wird es kein Zufall sein, dass Konsul Schnabel in der Helfersdorfer Straße wohnt. Denn die fängt bei der Schottengasse an und endet bei der Börse.<sup>148</sup>

---

<sup>146</sup> Laermann. „Er selbst bezeichnet sich als ungebildeten Menschen. Und da er drei Jahre bei Militär gedient und es nur zum Korporal gebracht hat, darf man annehmen, dass er keine Matura besitzt, denn die hätte ihm eine Reserveoffizierdienst als Einjährig-Freiwilliger erlaubt.“ S. 186

<sup>147</sup> Knecht. S. 188.

<sup>148</sup> Laermann. S. 186.

## Die neue Frau

Eine der Hauptfiguren und eindeutig die wichtigste des weiblichen Geschlechts in der Erzählung ist Leopoldine Lebus. Sie kommt erst im zweiten Teil der Erzählung vor und trägt Merkmale der „neuen Frau“ nach dem Krieg:

Vor allem die weibliche Hauptgestalt trägt ausgesprochen moderne Züge, die für manche Frauengestalten aus der Spätzeit charakteristisch sind. Man darf sagen, daß Schnitzler den Charakter der Leopoldine erst in der Nachkriegsperiode, unter dem Eindruck der fortschreitenden Emanzipierung der Frau, formen konnte. Während im Frühwerk die verlassene Liebende als das hilflose Opfer des seinen abenteuerlichen Neigungen folgenden Mannes erscheint, gewinnt sie in *Spiel in Morgenrauen* eine erstaunliche Vitalität. Sie erweist ihre Selbstständigkeit, meistert das Leben, dem sie fast unterlegen wäre...<sup>149</sup>

Als Willi seinen Onkel um Geld bittet, erfährt er, dass Robert eine außergewöhnliche Beziehung zu Leopoldine hat: „Ich habe nämlich mein Vermögen, gar so viel war es ja nicht mehr, meiner Frau überschrieben.“ (S. 211.)

Sie hat die Kontrolle über die gesamten Finanzen und investiert in geschäftliche Unternehmungen:

... sie ist sehr sparsam, das muß man ihr lassen, und auch sehr geschäftstüchtig und hat das Geld vernünftiger angelegt, als ich das je getroffen hätte. Sie hat es in irgendwelchen Unternehmungen investiert – in die näheren Umstände bin ich nicht eingeweiht –, ich verstehe auch nichts davon. (S. 212)

Der Alltag des Ehepaares verläuft ebenfalls ungewöhnlich. Sie leben nicht zusammen und treffen sich nach einem Zeitplan. Was den finanziellen Teil angeht, bekommt Robert seinen vereinbarten Unterhalt regelmäßig überwiesen:

Alle acht Tage sehe ich sie, alle acht Tage kommt sie einmal zu mir. Ja, sie hält unsern Pakt, sie ist überhaupt das ordentlichste Geschöpf von der Welt. Noch nie ist sie ausgeblieben, und auch das Geld war jeden Ersten und Fünfzehnten pünktlich da. Und im Sommer sind wir alljährlich ganze vierzehn Tage irgendwo auf dem Land beisammen. Das steht auch in unserm Kontrakt. Aber die übrige Zeit, die gehört ihr.« (S. 212.)

Der Vertrag, den die beiden geschlossen haben, erinnert mehr an eine geschäftliche Vereinbarung als an eine echte Ehe.

Leopoldine besitzt eine Charaktereigenschaft, die an Schnabel erinnert - sie ist gefühllos. Ihr Mann sagt, es wäre einfacher, den Konsul Schnabel als Leopoldine zu bewegen:<sup>150</sup> „Da wirst du viel eher den Herrn Konsul zur Nachgiebigkeit bewegen, als ich jemals das Herz meiner >Frau Gemahlin< zu erweichen imstande wäre.“ (S. 213.)

---

<sup>149</sup> Rey. S. 126.

<sup>150</sup> Eine passende Beschreibung von Leopoldines Lebenslauf ist bei Scheffel. Das Ende des Leutnants. „Leopoldine Lebus hat ihre körperliche Attraktivität zu nutzen verstanden, um in Unterschied zu Willi (und buchstäblich auf seine Kosten) eine >gute Partie< zu machen und sich das Vermögen seines Onkels Robert Wilram als Ehefrau überschreiben zu lassen. Leopoldine hat sich auf diese Weise vom ausgehaltenen »Blumenmädel« in eine nun ihreseits Männer aushaltende Geschäftsfrau verwandelt. Unabhängig davon, ob sie damit wirklich ein »freier Mensch« geworden ist, hat auch sie sich jedenfalls wie der Konsul Schnabel als willensstark, flexibel und geschickt erwiesen“ S. 236.

Ihre Vergangenheit erinnert wieder an die des Konsuls. Auch sie war in der Gesellschaft ganz unten und hat es durch Einsatz ihrer persönlichen Stärken, in ihrem Fall ihre Schönheit und Opportunismus, geschafft sich durchzusetzen:

Robert Wilram lachte auf. »Ah, du meinst, sie ist eine anständige junge Dame gewesen aus einer guten bürgerlichen Familie? Gefehlt, mein lieber Willi, eine Dirne ist sie gewesen. Und wer weiß, ob sie es nicht heut noch ist – für andere.«...»Also, Dirne ist ja vielleicht noch zu viel gesagt – Blumenmädel war sie halt damals. ... »Ziemlich ordinär hat sie ausgesehen. Im nächsten Jahr beim Ronacher, da hat sie schon ganz anders ausgesehen, da hat sie sich ihre Leute schon aussuchen können. Ich hab' leider kein Glück bei ihr gehabt. Mit anderen Worten: ich war ihr halt nicht zahlungsfähig genug im Verhältnis zu meinen Jahren – na, und dann ist es eben gekommen, wie es manchmal zu kommen pflegt, wenn sich ein alter Esel von einem jungen Frauenzimmer den Kopf verdrehen läßt. Und vor zweieinhalb Jahren habe ich das Fräulein Leopoldine Lebus zur Frau genommen.« (S. 213f.)

Willi erinnert sich durch die Beschreibung seines Onkels an Leopoldine. Er hatte eine Nacht mit ihr verbracht, sie am Morgen verlassen und zehn Gulden zurückgelassen. Er entscheidet sich, zu ihr zu gehen, um das Geld von ihr auszuborgen, findet ihre Adresse heraus und präsentiert sich dort als Offizier, was auf Leopoldine keinen Eindruck macht. Sie ist eine viel beschäftigte Geschäftsfrau und kann, oder will ihn nicht gleich empfangen: „Das Mädchen kam sofort mit dem Bescheid wieder, die gnädige Frau sei sehr beschäftigt – was der Herr Leutnant wünsche?“ (S. 216.)

Sie hat sich äußerlich sehr verändert und wirkt jetzt recht burschikos:

Sie sah dem Geschöpf nicht im geringsten ähnlich, das er in der Erinnerung bewahrt hatte, war stattlich und voll, ja anscheinend größer geworden, trug eine einfache glatte, beinahe strenge Frisur, und, was das merkwürdigste war, auf der Nase saß ihr ein Zwicker, dessen Schnur sie um das Ohr geschlungen hatte. (S. 216.)

Auch ihr Büro strahlt keine Weiblichkeit. Es ist nach dem Stil eines Arztes oder Advokaten eingerichtet, was Willi befremdet:

Willi trat indes in ein helles und geräumiges Zimmer, in dessen Mitte ein langer Tisch stand, mit Tintenzug, Lineal, Bleistiften und Geschäftsbüchern; an den Wänden rechts und links ragten zwei hohe Aktenschränke, auf der Rückwand über einem Tischchen mit Zeitungen und Prospekten war eine große Landkarte von Europa ausgespannt. ... Willi kam sich vor, als wäre er bei einem Advokaten oder Arzt. (S. 216f.)

Sie benimmt sich wie ein Geschäftsmann, raucht, ist kurz angebunden, zielstrebig und drängt gleich zur Sache zu kommen: „»Eine Zigarette, Herr Leutnant?« Sie wies auf die offene Schachtel, er bediente sich, sie gab ihm Feuer und zündete sich gleichfalls eine Zigarette an. »Also, darf ich nun endlich wissen, welchem Umstand ich das Vergnügen zu verdanken habe.« (S. 217.)

Kasda bemerkt zwar, dass sich Leopoldine seit der Zeit, als er sie kannte, doch sehr verändert hat, ist aber immer noch selbstsicher und meint, eine Frau würde ihm das Geld, so wie sein Onkel oder der Konsul, nicht verweigern.

Als Willi ihr den Betrag nennt, fragt Leopoldine nach Sicherheiten: „»So«, sagte Leopoldine, »elftausend, das kann man ja wirklich schon einen >gewissen Betrag< nennen. « Sie ließ ihre

Zunge zwischen den Zähnen spielen. »Und welche Sicherheit würden Sie mir bieten, Herr Leutnant?« (S. 218)

Die einzige Sicherheit, die Willi anbieten kann, ist sein Beruf als Offizier, wobei er in seiner Naivität und Weltfremdheit nicht erkennt, dass Offizier zu sein keinen Wert mehr darstellt sondern nur noch das Materielle zählt: „»Ich bin Offizier, gnädige Frau« Sie lächelte – beinahe gütig. »Verzeihen Sie, Herr Leutnant, aber das bedeutet nach geschäftlichen Usancen nach keine Sicherheit. Wer würde für Sie bürgen?« (S. 218.)

Bei Kasdas Überredungsversuch, das Geld doch zu bekommen, zeigt sich seine Unwissenheit vom Geschäfts- und Finanzwesen:

Mein Vermögen ist in verschiedenen Unternehmungen festgelegt. Über nennenswerte Barbeträge verfüge ich niemals. ... Willi, im tiefsten erschrocken, blieb sitzen. Und zögernd, unbeholfen, fast stotternd, gab er ihr zur Erwägung, ob nicht doch bei dem wahrscheinlich sehr günstigen Stand ihrer geschäftlichen Unternehmungen eine Anleihe aus irgendwelchen Kassenbeständen oder die Inanspruchnahme irgendeines Kredites möglich wäre. Ihre Lippen kräuselten sich ironisch, und seine geschäftliche Naivität nachsichtig belächelnd sagte sie: »Du stellst dir diese Dinge etwas einfacher vor, als sie sind, und offenbar hältst du es für ganz selbstverständlich, daß ich mich in deinem Interesse in irgendeine finanzielle Transaktion einließe, die ich in meinem eigenen nie und nimmer unternähme. Und noch dazu ohne jede Sicherstellung! – Wie komm' ich eigentlich dazu?« (S. 218f.)

Leopoldine weist ihn nicht endgültig ab, sondern verspricht, am Abend in seine Wohnung zu kommen, um ihm Bescheid zu geben. Fürs Erste lässt sie seine Angelegenheit kalt. Ohne Anteilnahme oder Mitleid macht sie mit ihrer Arbeit weiter: „»Auf Wiederseh'n«, erwiderte er betroffen. Ihr Blick war kalt und fremd. Und als das Dienstmädchen dem Herrn Leutnant die Tür ins Stiegenhaus auftrat, war Frau Leopoldine Wilram schon in ihrem Zimmer verschwunden.“ (S. 219.)

Leopoldine ist wandlungsfähig und sieht am Abend nicht mehr wie eine Geschäftsfrau, sondern wie eine Frau aus gehobenen Kreisen aus. Mit dem Blumenmädchen, das Willi früher gekannt hat, besitzt sie keine Ähnlichkeit mehr. Das könnte ein Hinweis für die Veränderung der Frau sein, ihre Herkunft spielt keine Rolle mehr, sondern nur, wo sie jetzt steht: „Entzückend sieht sie aus, dachte Willi. Eigentlich wie eine Frau aus guten, bürgerlichen Kreisen. Sie erinnerte sowenig an die Geschäftsdame von heute vormittag als an den Wuschelkopf von einst.“ (S. 222.)

Willi überredet sie, zum Essen zu bleiben, und sie verbringen dann die Nacht zusammen. Laut Oosterhoff schläft Leopoldine mit Willi, nicht weil er jung und schön ist, sondern aus Rache.<sup>151</sup> Auf Willis Frage, ob sie glücklich ist, zeigt sich was das Wichtigste für die Geschäftsfrau ist. Glücklich macht sie ihre Unabhängigkeit, die sie wie ein Mann genießt, obwohl sie oft alleine und müde ist und keine Zeit für andere Aktivitäten als ihre Arbeit hat:

---

<sup>151</sup> Oosterhoff. „Aber nicht, weil Leopoldine das Bedürfnis hat, ihren Gatten mit seinem attraktiven jungen Neffen zu betrügen, sondern weil sie sich für eine in der Vergangenheit durch diesen erlittene Erniedrigung und Beleidigung ihrer sexuellen Integrität revanchieren will.“ S. 75.



»Ich hab' ja tagsüber so viel zu tun,« sagte sie, »und ich bin ganz froh, wenn ich am Abend meine Ruh' hab' und keinen Menschen seh'.« ... Und er fragte sie nur unvermittelt, fast überstürzt, ob sie glücklich sei.

Sie blickte vor sich hin. »Ich glaub' schon«, erwiderte sie dann leise. »Vor allem bin ich ein freier Mensch, das hab' ich mir immer am meisten gewünscht, bin von niemandem abhängig, wie – ein Mann.« (S. 226.)

Kasda versucht sich zu unterhalten, aber in Wirklichkeit hat er nur seine Sache im Kopf:<sup>152</sup>

„Und nun hätte sie wohl ungezwungen anknüpfen können: Ja, richtig, Herr Leutnant, daß ich nicht vergesse, hier, die Kleinigkeit, um die Sie mich heute Morgen angingen.“ (S. 223.)

Laut Knecht bezeugt Willis Benehmen seine Heuchelei:

Die Verlogenheit seiner Haltung zeigt sich in der Absicht, die erahnte Schwäche Leopoldines für ihn zur Rettung seines Namens und seiner Karriere berechnend auszunützen. War die seinerzeit bloß Mittel zu seiner sexuellen Befriedigung, so soll sie jetzt Mittel zu seiner lebenswichtigen Ehrenrettung werden. Auf meisterhafte Weise schildert Schnitzler die Heuchelei des Leutnants.<sup>153</sup>

Leopoldine versucht, genauso wie Willi damals, in der Nacht zu verschwinden, und lässt ihm tausend Gulden zurück:

Der Tausender, den Leopoldine am nächsten Morgen auf den Nachttisch legt, soll an den Zehnguldenschein erinnern, mit dem Willi sich damals nach der Liebesnacht von ihr loskaufte. ... Es handelt hier um eine exakte Wiederholung eines in der Vergangenheit liegenden Abenteuers mit vertauschten Geschlechterrollen.<sup>154</sup>

Auch als Willi aufwacht und sie bittet noch zu bleiben, folgt bei ihrem ursprünglichen Plan, ihn zu demütigen, zieht sich unter einem Vorwand aus der Situation und geht:

„Ein paar Stunden möchte ich mich ordentlich ausruhen, um neun habe ich eine wichtige Konferenz.“ (S. 227.)

Indem sie ihn so zurücklässt, bestraft sie ihn mit der schlimmsten Nacht seines Lebens. Ihr Ziel ist aber nicht, ihn umzubringen, da sie ihm durch ihren Mann das nötige Geld zukommen lässt, sondern die Rache für Kasdas mieses Verhalten, als sie noch ein armes Mädchen war.

Sie zeigt die Merkmale der Entwicklung vom ehemaligen süßen Mädels aus der Vorstadt zur „neuen Frau“, die unter den Umständen nach dem Krieg entstanden ist:

Im Gegensatz zur fixierten Gestalt von Willi ist ... Frau Leopoldine Lebus, äußerst wandlungsfähig. Sie entwickelt sich vom Vorstadtmädel – von Schnitzlers Typ des süßen Mädels, das vom Geliebten im Stich gelassen wird – zur emanzipierten, kapitalkräftigen Geschäftsfrau, die sich Freiheit und Macht durch schlaues Einsetzen ihrer Reize erwerben konnte. Auch ihre Stellung ist in der Erzählung sozial motiviert. Aus einem trotz materieller Besserstellung nicht verarbeiteten sozialen Minderwertigkeitskomplex erwächst haßerfüllte Aggression gegen die „höheren Schichten“ – und aus verletzter weiblicher Ehre entwickelt sich Geschlechterhaß, der nur durch Dominanz über Männer gestillt werden kann. Fehlende Statussymbole, die traditionell zur Standesehre gehören, werden durch die Macht des Geldes ersetzt. In sehr realistischer Einschätzung ihrer eigenen Situation und ihres Lebenswandels erkennt Leopoldine, daß Respekt vor der „besseren Gesellschaft“ überflüssig ist und die Verlogenheit ihrer Konventionen ein Daranfesthalten lächerlich macht. Nachdem Leopoldine ihre Lehre aus dem Leben gezogen hat, hält sie sich beruflich wie privat lieber an einen Geschäftsmodus, dem gemäß alle Beziehungen kalkulierend genau abgewickelt werden.<sup>155</sup>

<sup>152</sup> Ebda. Für Oosterhoff ist Willi und nicht Leopoldine grausam. „Die eigentliche Grausamkeit liegt bei dem Mann, der nicht an der Frau, sondern nur an ihrem Geld interessiert ist.“ S. 75.

<sup>153</sup> Knecht. S. 192.

<sup>154</sup> Oosterhoff. S. 68.

<sup>155</sup> Knecht. S. 188.

## VI. Therese. Chronik eines Frauenlebens

„Therese. Chronik eines Frauenlebens“ ist das vierte Werk, das in dieser Arbeit analysiert wird, in dem die neuen sozialen Phänomene, wie der Niedergang der Mittelklasse, die neue Frau, der Zerfall der Familie, deutlich zu erkennen sind. Es ist der zweite und letzte Roman des Autors.

Schnitzler nahm die Arbeit an „Therese“ nach mehreren unterschiedlich langen Unterbrechungen immer wieder auf. Diesen Roman, der 1928 erschien, wollte Schnitzler nicht nur aus literarischen Gründen fertig schreiben, sondern auch aus finanziellen. Am 21. Juli 1926 schreibt Schnitzler in seinem Tagebuch: „Las Nachts den Roman „Therese“ zu Ende; er hat seine Vorzüge; manches ist noch recht schlampig geschrieben; Kürzungen sind nötig; – im ganzen wird man ihn wohl publicieren können – abgesehen davon, daß es rein materiell notwendig sein wird.“<sup>156</sup>

Auch der Schreibstil, den Schnitzler in diesem Buch verwendet hat, ist nicht sein Üblicher: „Denn hier bedient sich der Meister das inneren Monologs, der Autor von »Leutnant Gustl« und »Fräulein Else«, eines anspruchslos realistischen Stils und dringt fast nie unter die Oberfläche des Bewußtseins.“<sup>157</sup>

Den Verzicht auf tieferschürfende Gedankenspiele kompensiert er durch die detaillierte Schilderung der sozialen Lage.<sup>158</sup>

„Therese“ ist auch für die zeitgenössische Literatur und nicht nur für Schnitzler interessant, da er einer der ersten ist, der sich mit dem Schicksal einer arbeitenden Frau beschäftigt:

... daß Therese als eine der wenigen Frauengestalten im Werk des österreichischen Autors – und der Literatur jener Zeit überhaupt – einer Arbeit nachgeht, und zwar nicht nur „zum Zeitvertreib“, sondern weil sie für ihren Lebensunterhalt aufkommen muß. Er hat sein Werk geschrieben, das die psychologisch motivierte Handlungsweise einer Frau und deren soziales Umfeld zum Thema hat. Zum ersten Mal ist es eine Frau, die sich nicht (mehr) als direkte Angehörige, sondern als Bedienstete im mittleren und gehobenen Bürgertum bewegt.<sup>159</sup>

Der Meinung, Schnitzler hätte sich in diesem Roman sozial orientiert, ist auch Ruth Klüger, da der Autor ein großes Spektrum der österreichischen Gesellschaft wiedergibt:

In Familie und Umgebung der Heldin ist ein guter Teil des alten Österreich vertreten: das Militär, der Kleinadel, die Politik, die Literatur sind Bestandteile der eigenen Herkunft. Die Wissenschaft wird durch ihr ersten verlobten eingeführt, eben jenen Arzt, dem sie sich in ihren letzten Stunden anvertraut. Ihre vie-

---

<sup>156</sup> Tagebuch. 1923-1926. S. 131.

<sup>157</sup> Ruth Klüger. Schnitzlers Therese: ein »Frauenroman«. In: Dies.: Frauen lesen anders. Essays. München 1996, 35–62. S. 35.

<sup>158</sup> „Die soziale Note interessiert mich jetzt.“ Tagebuch. 19. 09. 24.

<sup>159</sup> Maya Kündig. Arthur Schnitzlers Therese: erzähltheoretische Analyse und Interpretation. Bern [u.a.] 1991. S. 133.

len Arbeitgeber gehören zur begüterten Mittelklasse, während der Vater ihres Kindes aus den ärmeren Ständen stammt. Mit dem verbrecherischen Sohn erreicht das soziale Gefüge seinen Tiefpunkt.<sup>160</sup>

Schnitzler bezeichnet seinen Roman als Chronik, was laut De Bruyker mit der Habsburgischen Monarchie zusammenhängt:

Es nimmt kein Wunder, dass Schnitzler seinen Roman als Chronik bezeichnet hat: *Therese* hebt gesellschaftliche Prozesse am Ende des 19. Jahrhunderts hervor. Die moderne Anwendung der mittelalterlichen Chronik wird mit historisch-ideologischen Konnotationen versehen: Die Habsburger Monarchie, die seit dem Mittelalter den verschiedenen Ländern der Monarchie trotz der vielen sprachlichen und kulturellen Unterschiede einen vereinheitlichten ideologischen Rahmen verschaffte, wird im Innern ausgehöhlt.<sup>161</sup>

## **Zerstörte Existenzen**

In dem Kapitel werde ich die Figuren „Thereses Vater“ und „Thereses Mutter“ analysieren, sowie den Zerfall ihrer Familie.

### **a) Der Vater**

Thereses Familie zieht nach Salzburg, da ihr Vater, Oberleutnant Hubert Fabiani, frühzeitig pensioniert wird. Er ist von der Natur dort begeistert und glücklich, dass er nicht mehr in der Stadt leben muss und jetzt mehr Zeit für sich hat:

...und Tag für Tag, beim Frühstück schon, pries es der Oberstleutnant vor Frau und Kindern als einen besonderen Glücksfall, daß es ihm in noch rüstigen Jahren, mit kaum sechzig, gegönnt war, erlöst von Dienstspflichten, dem Dunst und der Dumpfheit der Großstadt entronnen, sich nach Herzenslust dem seit Jugendtagen ersehnten Genuß der Natur hingeben zu dürfen. Therese und manchmal auch ihren um drei Jahre älteren Bruder Karl nahm er gern auf kleine Fußwanderungen mit.<sup>162</sup> (S. 5.)

Doch das glückliche Leben des früheren Oberleutnants hält nicht lange an. Er wird immer seltsamer und in seinen Handlungen erkennt man Anzeichen von Depression: „Oft geschah es dann, daß der Oberstleutnant sich stumm erhob und die Wohnung verließ, um erst in später Nachtstunde mit dumpf über die Treppe hallenden Schritten zurückzukehren.“ (S. 6.)

Bald hat der alternde Offizier genug vom Zivilleben. Er hängt seinen Touristenanzug an den Haken und zieht seine Uniform wieder an: „Eines Morgens aber erschien Fabiani zum Frühstück plötzlich wieder in Uniform, mit so strengem und abweisendem Blick, daß sogar die Mutter jede Bemerkung über diese plötzliche Veränderung lieber unterließ.“ (S. 7.)

Der Leutnant fängt an, Korrespondenz mit verschiedenen Leuten zu führen. Er beginnt seine Zeit in Gasthäusern zu verbringen, wo er die Gäste durch Tischreden belustigt: „Aus dem

---

160 Ruth Klüger. S. 38. Vgl. De Bruyker „David Low meint“, dass der zehn Jahre nach dem Ersten Weltkrieg entstandene Roman Spuren der „radical changes in the political culture of Austria and in the harsher economic and social climate in the aftermath of 1914-1918“ enthält, die im auktorialen Ton und in der „unique chronicle form“ zum Ausdruck gelangen.“ S. 2.

<sup>161</sup> Melissa De Bruyker: Die vielen Minderheitspositionen von Therese in Arthur Schnitzlers Roman *Therese, Chronik eines Frauenlebens*. *Modern Austrian Literature* 39, 2006, 2. 1-17. S. 12. Vgl. Klüger. S. 36. Klüger meint, „Therese“ sei der Versuch Schnitzlers den Zerfall der Donaumonarchie zu erklären. Dafür könnte auch Theres italienisch-slavonische Herkunft hinweisen.

<sup>162</sup> Alle im Klammer Textstellen aus: Arthur Schnitzler. *Therese. Chronik eines Frauenlebens*. Deutsche Taschenbuch Verlag: München 2008.

früher ziemlich verschlossenen Oberstleutnant Fabiani wurde in diesen Wochen ein gesprächiger, ja lärmender Tischgenosse, der über politische und soziale Zustände in einer Weise herzog, die man bei einem ehemaligen Offizier immerhin sonderbar finden durfte.“ (S. 8.)

Der Oberleutnant schreibt ein Werk über Schlachten der Moderne, findet aber keinen Verlag der es herausgeben will:

Am Weihnachtsabend, wie zum Angebinde, lag für den Oberstleutnant unter den andern, übrigens recht bescheidenen Gaben, mit denen die Familienmitglieder sich gegenseitig beschenkten, ein wohlverschnürtes Postpaket unter dem Baum. Es enthielt das Manuskript mit einem ablehnenden Schreiben der militärischen Zeitschrift, an die der Verfasser es einige Wochen vorher abgesandt hatte. (S. 8.)

Er flieht von der Feier und verbringt die Nacht in einem billigen Bordell: „in einem der verfallenen Häuser nahe dem Petersfriedhof bei einer der Frauenspersonen, die dort Knaben und Greisen ihren welken Leib feilboten.“ (S. 8.)

Bald danach äußert er den Wunsch, nach Wien zurückzukehren, weil die Sehnsucht nach seinem alten Beruf unerträglich wird, verlässt sein Haus mit der Ausrede, er hätte einen wichtigen Termin, um nie wieder zurückzukehren:

Plötzlich sah der Vater auf die Uhr, erhob sich vom Tisch, sprach von einer wichtigen Verabredung und eilte davon.

Er kam nicht wieder heim in dieser Nacht. Aus dem Wirtshaus, wo er teils unverständliche, teils unflätige Reden gegen das Kriegsministerium und das Kaiserhaus geführt hatte, wurde er auf die Wachstube und am Morgen, nach ärztlicher Untersuchung, in die Irrenanstalt gebracht. Später wurde bekannt, daß er kürzlich an das Ministerium ein Gesuch um Wiedereinstellung in den Dienst mit gleichzeitiger Ernennung zum General gerichtet hatte. (S. 10.)

Durch Oberstleutnant Fabiani wird die Figur des Offiziers nicht mehr jung wie Gustl oder Kasda, sondern als alter Mann dargestellt, der typische Eigenschaften wie Narzissmus, Bordellbesuche<sup>163</sup> und militärischen Größenwahn nicht verloren hat. Mit ihm gibt Schnitzler die Enttäuschungen und Depressionen der Offiziere nach dem Niedergang der Monarchie wieder. Er träumt von einer großen Karriere und vom Krieg, wird aber früh pensioniert, verliert seine Existenzgrundlage und seine Träume gehen nicht in Erfüllung:

Der mit scheinbarer Plötzlichkeit ausbrechende Wahnsinn des Vaters entspringt also tatsächlich einer vielversprechenden und ihre Versprechen nicht haltenden Vergangenheit. Der Frieden, sogar in Österreichs schönster Provinzstadt, ist unerträglich für den überflüssigen Offizier, der vom Krieg träumt.<sup>164</sup>

Fabianis Karriere endet im Narrenhaus. Er kann sich ans Zivilleben in einer kleinen Provinzstadt, die eine Metapher für Österreich nach der Teilung sein könnte, nicht gewöhnen.

Laut Dangel spielt die Figur des Vaters in Thereses Weiterentwicklung eine wichtige Rolle.

Durch ihn: „ist ihr Lebensweg sozial wie psychologisch vorgezeichnet.“<sup>165</sup>

Therese erinnert sich gern an den Beruf ihres Vaters, besonders wenn es ihr Vorteile bringt:

---

<sup>163</sup> Er leidet an Syphilis, obwohl es nicht klar gesagt wird, dass er deswegen eingeführt wird.

<sup>164</sup> Ruth Klüger. S. 39.

<sup>165</sup> Elsbeth Dangel. Vergeblichkeit und Zweideutigkeit. In: Arthur Schnitzler in neuer Sicht. Hrsg. Hartmut Scheible. München 1981. S. 166. Vgl. auch De Bruyker. Thereses unaufhaltsamer Absturz fängt mit dem Wahnsinn ihres Vaters. S. 1.

... insbesondere ihre Abstammung aus einer Offiziersfamilie hatte auch auf ihn ihre Wirkung nicht verfehlt, und als Therese auf eine Frage erwiderte, daß ihr Vater vor ungefähr einem Jahre aus Kränkung über seine vorzeitige Pensionierung gestorben sei, lag es auf den Mienen sämtlicher Familienmitglieder wie persönliches Mitgefühl. (S. 67.)

Es schmeichelte ihr auch ein wenig, daß sie sich eines vortrefflichen Rufs erfreute und daß Frau Eppich gegenüber den Bekannten des Hauses Theresens Abstammung aus einer alten österreichischen Offiziersfamilie nicht ungern erwähnte.“ (S. 71.)

## **b) Die Mutter**

Julia Fabiani gehört auch zu den Figuren, deren Existenz zerstört wird, obwohl ihr Ende nicht so tragisch, wie das des Leutnants ist. Die Mutter stammt aus einer verarmten, slawonischen, adeligen Familie. Durch ihre Ehe, die klassische Offizier-Adelige Verbindung, gehören sie zu einer gehobenen Gesellschaftsschicht. Als die Familie nach Salzburg geht, zieht sich die Mutter oft zurück, liest Romane und trifft sich mit einer Gruppe von Frauen, die über Literatur klatschen. Ihr Mann ist dagegen und macht höhnische Äußerungen, die sie mit Anschuldigen über seine früheren Ausschweifungen (S. 5.) beantwortet. Julias Beziehung zu ihrem Mann wechselt zwischen Indifferenz und Hass. Sie macht ihn dafür verantwortlich, dass sie, als adelige Baroness, ihre gesellschaftliche Position verloren hat:

Unwillkürlich richtete sie nun den Blick auf die Mutter hin, und der böse Ausdruck erschreckte sie, mit dem jene den Gatten anstarrte, der eben mit dröhnender Stimme erklärte, daß die Tage der Genugtuung nicht fern seien und daß ein Triumph ohnegleichen ihm binnen kurzem bevorstünde. Böser noch und haßerfüllter als sonst erschien Theresen heute der Mutter Blick, als hätte sie dem Gatten noch immer nicht verziehen, daß er vor der Zeit pensioniert worden war – als könnte sie es noch immer nicht vergessen, daß sie vor vielen Jahren auf dem elterlichen Gut in Slavonien als kleine Baroness in einem urwaldichten eigenen Park auf feurigem Pony umhergesprengt war.. (S. 10.)

Nicht nur die Beziehung zu ihrem Mann ist so unterkühlt. Auch Therese gegenüber empfindet sie keine Mutter-Kind Liebe. Sie reden kaum miteinander, wie zum Beispiel, wie so oft am Mittagstisch:

Als sie heute nach Klaras Aufschlüssen mit Mutter und Bruder beim Essen saß, merkte sie, daß Karl sich kein einziges Mal mit einer Frage oder Antwort an die Mutter wandte; und nun ward ihr auch bewußt, daß es schon mindestens eine Woche her nicht anders war. Sie atmete erlöst auf, als Karl sich erhob und gleich darauf die Mutter sich in ihr Zimmer zurückzog, doch als sie nun plötzlich allein an dem noch nicht abgedeckten Tische saß, auf den durchs offene Fenster die Frühlingssonne fiel, saß sie eine Weile erstarrt wie in einem bösen Traum. (S. 15.)

Julia wird Schriftstellerin und konzentriert sich darauf so sehr, dass sie sogar Thereses Leben nur noch „professionell“ verfolgt: „... die Mutter, die Liebesbriefe der Tochter stiehlt und sie der Öffentlichkeit preisgibt. Das Elend und die Freude der Tochter interessieren die alte Fabiani nur vom beruflichen Standpunkt.“<sup>166</sup>

Neben ihrer Schreibe versucht Julia ihre Tochter mit einem alten Grafen zu verkuppeln, um ihre finanziellen Probleme zu lösen: »Denkst du, es geht so fort? Wir hungern, Therese.

---

<sup>166</sup> Ruth Klüger. S. 43. Laut Klüger wird in „Therese“ die Indezenz der Literatur kritisiert, weil Mutter und Literatin eins sind und Frau Fabiani nicht nur eigene und fremde Privatangelegenheiten, sondern die ihres eigenen Kindes entblößt. S. 44.

Bist du so verliebt, daß du es nicht merkst? Und der Graf würde für dich sorgen, - für uns alle, für den Vater auch. Und niemand müßte es wissen, nicht einmal dein junger Herr Nüllheim.« (S. 26.)

Das erinnert an Elses Eltern, die sie mit einem alten Theaterdirektor aus einem ähnlichen Grund verheiraten wollten.

Die Beziehung zwischen Julia und Therese wird nicht besser. Sie treffen sich zwar manchmal, doch das bringt sie nur noch weiter auseinander: „Sie war im besten Einvernehmen von ihrer Mutter geschieden und wußte tiefer als je, daß sie keine hatte.“ (S. 169.)

Die einzige Beziehung, die ihnen bleibt, ist fast wie eine geschäftliche. Perlmann meint dazu, sie hätten ein beinahe ökonomisches Verhältnis und suchen den Kontakt nur, wenn er von Vorteil ist:<sup>167</sup>

...ohne Zögern fast fand sich die Mutter bereit, Theresen hundertfünfzig Gulden zur Verfügung zu stellen, gegen einen Schuldschein allerdings, mit Rückzahlungsverpflichtung spätestens ersten November und einer Verzinsung von monatlich zwei Prozent bei Nichteinhaltung des Termins. Im übrigen fragte sie die Tochter kaum, wozu sie den Betrag benötige, fragte überhaupt nach nichts, was jene betraf... (S. 281.)

Die Mutter, wie der Vater, gehört zu einer heruntergekommenen Gesellschaftsschicht. Ihre Erwartungen werden enttäuscht und sie ziehen sich, jeder auf seine Weise, in eine irrealer Welt zurück. Dadurch können sie für ihre Kinder nicht da sein, und diese müssen in ihrem Leben allein klar kommen.

### c) Zerfall der Familie

Im Roman „Therese“ sind die Bindungen in der Familie lockerer als bei „Fräulein Else“. Die Kontakte zwischen den Familienmitgliedern lösen sich fast völlig auf, und das kennzeichnet auch das Leben der Hauptfigur:

Für Therese ist die Kindheit, dieses äußerlich gepflegte, innerlich verdorbene Familienleben von bleibender Bedeutung. Mit seinem berühmten, teils wohl intuitiven Verständnis für Tiefenpsychologie spannt der Dichter ein Netz von Verbindungen zwischen ungeliebten Kindern, die gleichgültige Bettpartner und schließlich lieblose Eltern werden.<sup>168</sup>

Unter den nach und nach entstandenen Umständen in ihrem Haus ist es für Therese fast unmöglich weiterhin dort zu leben:<sup>169</sup> „Vielmehr befestigte sich in Theresen der Vorsatz immer mehr, das Elternhaus allein zu verlassen.“ (S. 34.)

Sie zieht nach Wien, wo ihr älterer Bruder schon seit Monaten wohnt. Ihre Mutter, mit der Therese in seltenem brieflichen Kontakt stand, fragt nach ihm, da er sich nie gemeldet hat:

...und vom Bruder war überhaupt keine Rede, bis plötzlich eine Karte eintraf, die nichts anderes enthielt als den im Ton eines leisen Vorwurfs geäußerten Wunsch, Therese möge sich doch einmal nach Karl um-

---

<sup>167</sup> Michaela Perlmann. Arthur Schnitzler, Stuttgart: Metzler Verlag, 1987. S. 177.

<sup>168</sup> Ruth Klüger. S. 54.

<sup>169</sup> Kündig. „Nicht nur die zerstörten familiären Bände, sondern auch die ganz realistische finanzielle Notlage der Familie – es ist sogar der Hunger die Rede (S. 22) – zwingen Theresen, für sich selber zu sorgen. Sie sieht ein, daß niemand sich für ihr Leben verantwortlich fühlt und zieht die Konsequenzen.“ S. 167.

sehen, von dem sie, die Mutter, seit Wochen überhaupt nichts höre und den sie während der Ferien in Salzburg vergeblich erwartet habe. (S. 62.)

Den Zerfall der Familie erkennt man an Karls Verhalten. Er zeigt keine Gefühle gegenüber seinen Eltern (S. 63)

Die Nachricht über den Tod ihres Vaters rührt die Geschwister gar nicht. Karl macht sich nur um die kleine Erbschaft Gedanken:

Therese berichtete das Wenige, was sie wußte, unter anderm, daß die Mutter die Wohnung verlassen, die Möbel verkauft und ein möbliertes Zimmer bezogen habe. »Die Möbel verkauft?!« wiederholte Karl mit einem sauern Lächeln. »Sie hätte uns eigentlich fragen müssen.« Und auf Theresens verwunderten Blick: »Du und ich, wir sind doch gewissermaßen Mitbesitzer des Mobiliars.« (S. 67.)

Auch für die Mutter interessiert sich Karl nicht, denn er besucht sie nicht und meldet sich auch nie bei ihr. In den seltenen Fällen, in denen er zufällig Therese trifft, macht er nur beleidigende Kommentare über ihre Romane:

Nach einem dieser mütterlichen Besuche traf Therese den Bruder, den sie wieder einige Monate lang nicht gesehen hatte, in der Stadt, und sie redeten von der Mutter, über deren letzten, in einer Wiener Zeitung laufenden Roman Karl sich in spöttisch-abschätziger Weise äußerte. Therese fühlte sich sonderbarerweise verletzt; die Geschwister nahmen kühlen Abschied. (S. 139.)

Therese wird klar, dass sie ganz allein und auf sich gestellt ist und sich nicht vor Karl zu verstecken, oder sich Sorgen um seine Meinung zu machen braucht. Eigentlich haben sie gar keine Beziehung mehr, denn er ist ihr fremd geworden: „Was Karl wohl dazu sagen würde, wenn ihre Angst sich als begründet erwiese? Ach, was ginge es ihn an! Ihn so wenig wie andere. Wem war sie Rechenschaft schuldig? Niemandem, nur sich selbst.“ (S. 86.)

Schnitzler stellt bereits am Anfang des Romans klar, dass die ganze Familie auseinander gegangen ist. Eltern und Geschwister reden und kümmern sich nicht mehr um einander. Die Kinder gehen weg, sobald sie die Möglichkeit haben und wollen auch nicht mehr zurück.

Die Familie erfüllt nicht mehr ihre Aufgabe: „Statt dass die Familie idealerweise als ein Ort der Geborgenheit, der Harmonie, der Liebe und des Vertrauens funktioniert, sind die Familienverhältnisse der Fabianis von Gleichgültigkeit und Verantwortungs- und Interessenlosigkeit geprägt.“<sup>170</sup>

## **Thereses Entwicklung**

Dieses Kapitel besteht hauptsächlich aus zwei großen Abschnitten.

Der Erste ist über ihr Leben als arbeitende Frau. Sie wechselt sehr oft ihre Stellung als Gouvernante, wodurch man ein klares Bild des alltäglichen Lebens vieler verschiedener Familien, die unterschiedlichen gesellschaftlichen Schichten angehören, erhält.

---

<sup>170</sup> Elisa Van Peteghem. *Frau und Gesellschaft: Arbeit, Sexualität und Familie in Arthur Schnitzlers Frau Bertha Garlan und Therese. Chronik eines Frauenlebens.* Magisterarbeit. Universität Gent 2008. S. 67.

Der zweite Abschnitt behandelt ihr Liebesleben, das die Veränderung des Mann-Frau Verhältnisses nach dem Krieg veranschaulicht.<sup>171</sup> Therese wechselt oft ihre Partner und versucht ihre Affären nicht zu verstecken. Sie will unabhängig sein; nicht nur im Beruflichen, sondern auch im Liebesleben. Ihren Mann will sie sich selbst aussuchen aber nicht um ihre Geldprobleme zu lösen. Schon Fräulein Else hatte den Wunsch selbst zu arbeiten und ihren Mann auszusuchen, doch erst Therese erfüllt Schnitzler diesen Wunsch.

Ich werde aber auch andere Aspekte Thereses Leben analysieren, wie ihr Umfeld, ihre Rolle als Mutter und die Problematik der Prostitution.

### a) Thereses Beruf

Therese wurde in Salzburg von Anfang an als Außenseiterin betrachtet, weil sie aus der Großstadt kommt. Sie wird als Störfaktor für das „moralische“ Leben in der Provinz gesehen:

Die Oberlehrerin brachte ihr ein gewisses Mißtrauen entgegen; obwohl sie in der Religionslehre nicht schlechter beschlagen war als ihre Mitschülerinnen und alle religiösen Übungen in Kirche und Schule nach Vorschrift mitmachte, stand sie im Verdacht, der wahren Frömmigkeit zu ermangeln. Und als sie eines Abends in Gesellschaft des jungen Nullheim, dem sie zufällig begegnet war, von der Lehrerin gesehen wurde, benützte diese die Gelegenheit zu boshaften Anspielungen auf gewisse großstädtische Angelegenheiten und Sitten, die sich nun auch in der Provinz einzubürgern schienen, wobei sie einen nicht mißzuverstehenden Blick auf Therese warf. Therese empfand dies um so ungerechter, als man von viel schlimmeren Dingen, die mancher Schulkameradin nachgesagt wurden, keinerlei Aufhebens machte. (S. 13.)

Diese Unbeliebtheit und die Umstände ihres Elternhauses verstärken Thereses Wunsch, sich abzusetzen, um unabhängig zu sein: „Eines nur war gewiß, daß sie hier in diesen Räumen, in dieser Stadt keineswegs mehr lange wohnen würde; sobald als möglich wollte, vielmehr mußte sie einen Beruf ergreifen; lieber anderswo als hier.“ (S. 13.)

Sie fühlt sich weder ihrer Familie noch ihrer Umgebung verbunden. Warum Therese noch dort bleibt ist rein ökonomischer Natur: „Hätte sie nur Geld genug gehabt, sie wäre einfach zum Bahnhof gelaufen, davongereist wo immer hin.“ (S. 26.)

Die meisten Chancen für ein Mädchen mit ihren Kenntnissen sah sie in Wien: „am liebsten gleich nach Wien. Dort gab es Gelegenheit genug, sich auf anständige Weise durchzubringen, auch wenn man nicht die letzte Lyzealklasse<sup>172</sup> gemacht hat.“ (S. 26.)

---

<sup>171</sup> Franz Schüppen. Arthurs Schnitzlers *Therese* als Roman von Schuld und Sühne. In: Die Seele... ist ein weites Land. Hg. von Joseph P. Strelka. Bern [u.a.] 1997. „Der Roman berichtet mehr oder weniger ausführlich von 27 Stellen in verschiedenen Familien, die einen Querschnitt durch das gehobene Bürgertum Wiens ergeben. Die Zahl der im Roman erwähnten Liebhaber dürfte ähnlich hoch sein. Sie ergeben, mit wenigen Ausnahmen, ein Bild des Potentials an unsolider Männlichkeit, über das die Großstadt verfügt.“ S. 139.

<sup>172</sup> Birgit Lumerding. Das Bild der Gouvernante in den Werken "Die Gouvernante" von Stefan Zweig, "Therese. Chronik eines Frauenlebens" von Arthur Schnitzler und "Die Schwestern Kleh" von Gina Kaus. Wien, Universität, Dipl.-Arb., 1999. „...Therese besucht noch das Lyzeum, eine Art höhere Mädchenschule. Der Lehrplan solcherart Schulen war nicht berufsorientiert ausgerichtet, sondern zielte darauf hin, die Töchter aus gutem Hause auf ihre zukünftige Rolle als Ehefrau, Hausfrau oder Mutter vorzubereiten.“ S. 26.



Weil er sie betrogen hat, scheitert ihre Beziehung mit einem Offizier namens Max, und als sie ihre Mutter beim Durchwühlen ihrer Sachen erwischt, bricht sie, ohne einen genaueren Plan zu haben, nach Wien auf.

Trotz der Beziehung zu Max vernachlässigt sie ihre Ausbildung nicht, was ihren Hang zur Unabhängigkeit zeigt:

Im übrigen ließ Therese ihre Tage nicht ungenützt verstreichen und bildete sich, ihrer Zukunftspläne keineswegs vergessend, weiter im Französischen, im Englischen und im Klavierspiel aus. Abends besuchte sie öfters auf Karten, die ihr Max zu schenken pflegte, das Theater, meist in Gesellschaft ihrer Mutter. (S. 47.)

In Wien angekommen, findet sie bei einem Beamten eine Anstellung als Gouvernante<sup>173</sup>, wo sie es aber nicht lange aushält. Bald ist ihr Geld zu Ende und sie muss eine andere Stelle finden. So wechselt sie oft ihre Arbeitgeber und ist nirgendwo zufrieden, weil ihr Beruf als Gouvernante ihr keinen Halt bietet und sie sich nirgends zugehörig fühlt.<sup>174</sup>

In ihrer nächsten Stellung bei einer Witwe mit zwei Kindern behandelte man sie wie einen Dienboten, in einer dritten war es die unleidliche Unreinlichkeit der Umgebung, in einer vierten die freche Zudringlichkeit des Hausherrn, die Therese bald wieder vertrieb. So wechselte sie ihre Stellung noch einige Male, nicht ohne zu fühlen, daß zuweilen ihre eigene Ungeduld, ein gewisser Hochmut, der wie anfallsweise über sie kam, eine ihr selbst unerwartete Gleichgültigkeit gegenüber den Kindern, die ihrer Obhut anvertraut waren, Mitschuld an ihrer Unfähigkeit trugen, sich unter einem fremden Dache einzuleben. Es war eine so mühe- und sorgenvolle Zeit, daß Therese kaum jemals zu einem richtigen Sichbesinnen gelangte; doch manchmal, wenn sie etwa in einem schmalen Bett an einer kalten Mauer liegend durch das Weinen eines ihrer Pflinglinge mitten in der Nacht geweckt wurde, oder wenn im Morgengrauen Stiegenlärm und Dienbotengeschwätz sie aus dem Schläfe störten, oder wenn sie in einem traurigen, kleinen Garten vor der Linie mit fremden Rangen, die ihr gleichgültig oder widerwärtig waren, müde auf einer Bank saß, oder wenn sie, gelegentlich allein im Kinderzimmer zurückbleibend, unerwünschte Muße hatte, über ihr Los nachzudenken, da ward ihr dessen ganze Kläglichkeit wie in einer plötzlichen Erleuchtung klar genug. (S. 60f.)

Sie ist in ihrem Umfeld sehr allein, da sie ihre Herkunft unterstreicht, und denkt, sie wäre besser als die anderen Angestellten:

Therese ist ihrerseits wiederum sehr darauf bedacht, sich vom übrigen Dienstpersonal eines Hausstandes abzugrenzen, um ihrer vermeintlichen Besserstellung nachdrücklich Ausdruck zu verleihen. Dieses Verhalten hindert sie daran, Bekannt- und Freundschaften zu schließen und führt sie letztlich in Einsamkeit und Isolation.<sup>175</sup>

---

<sup>173</sup> Ebda. S. 65. „Im allgemeinen genügt die Absolvierung des Lyzeums (um als Gouvernante zu arbeiten), während Lehrerinnen an öffentlichen Instituten eine zusätzliche Ausbildung und ein Lehrerinnen-Diplom brauchen. So erkennt man, daß vor allem Arthur Schnitzler sehr um eine genaue Darstellung der Arbeitswelt seiner Protagonistin bemüht war. Dem Autor war in seinem Spätwerk vor allem die soziale Problematik ein großes Anliegen. Die berufliche Tätigkeit der Frau stellt in Schnitzlers letztem Roman ein zentrales Thema dar.“

<sup>174</sup> Dangel. Vergeblichkeit und Zweideutigkeit. „Therese muß den Beruf der Gouvernante ergreifen, den einzigen, der sich für die verarmte Offizierstochter schickt und zu dem sie ihre Erziehung befähigt. Mit diesem Beruf ortet Schnitzler seine Gestalt sozialhistorisch so, daß sie ortlos ist. Er erschließt ihr damit den Zugang zu verschiedenen Gesellschaftsschichten, ohne daß sie einer zugehört. (...)vielmehr sind die Häuser, in denen Therese als Kinderfräulein dient, eigentümlich unscharf und skizzenhaft, sie bleiben allesamt Kulissee, vor der sie die jämmerliche Rolle ihres Lebens herunterspielen muß.“ S. 166.

<sup>175</sup> Lumerding. S. 29. Lumerding zitiert auch Roswitha Heitzmann. Gesellschaftliche Krise-Krise des weiblichen Individuums am Beispiel der Hauptfigur des Romans „Therese-Chronik eines Frauenlebens“ von A. Schnitzler. Klagenfurt, Dipl.-Arb. 1985. Andere Bedienstete „Fanden jene vielleicht im gleichen Haus einen Weg zueinander, der sie aus ihrer Isoliertheit von der eigenen Familie, von Altersgenossen, befreite. ... Therese vereinsamt völlig. Sie, die durch die „Schande“ der Arbeit von ihrer eigenen Klasse gewissermaßen ausgestoßen wurde, ist

Sie wird wegen Ungehorsam oft gekündigt oder kündigt selbst, weil sie wie eine Dienstbotin behandelt wird.<sup>176</sup> Laut Lumerding sind die Bediensteten:

...nicht mehr willig, sich ihren Dienstgebern bedingungslos unterzuordnen, sondern beharrten auf ihre bescheidenen Rechte.

Diese neue Entwicklung hinsichtlich des Verhaltens des Hauptpersonals läßt sich auch anhand einiger Beispiele aus Schnitzlers Roman belegen. Als Angehörige einer neuen Generation von Arbeitnehmern läßt sich Therese nicht widerstandslos von ihren Brotgebern auszunutzen und nimmt dafür sogar die Kündigung in Kauf. So geschieht es beispielweise, daß sie wegen ihrer Weigerung, auf ihren freien Tag zu verzichten, das Haus verlassen muß.<sup>177</sup>

Obwohl sie sich ihren Arbeitgebern nicht unterordnen, und ihr Privatleben vom Beruflichen trennen will, hat sie keine Ruhe und fürchtet, man könnte erfahren, dass sie etwas Unmoralisches macht: „An einem kleinen Tischchen ließen sie sich nieder, und Therese bekam plötzlich eine lächerliche Angst, daß man sie hier mit Kasimir sehen und darüber »ihrer Herrschaft« berichten könnte. Unter diesem Wort, das ihr durch den Sinn fuhr, beugte sie unwillkürlich den Kopf...“ (S. 82.)

Therese wechselt oft ihre Arbeitsstelle und arbeitet eine Zeit lang ausschließlich bei bürgerlichen Familien, wodurch man eine Vorstellung davon bekommt, wie die Bürgerlichen leben und mit den Anforderungen der neuen Zeit zurechtkommen: „Doch nun kam eine schlimme Zeit für sie. Es war, als hätte es das Schicksal darauf angelegt, sie alle Widerwärtigkeiten und Häßlichkeiten bürgerlicher Familienverhältnisse in der Nähe sehen zu lassen.“ (S. 146.)

Sie sieht kaputte Ehen, Eltern, die sich nicht um ihre Kinder kümmern, Paare, die gemein zu einander sind und sich nur darum kümmern, ihre Fassade aufrecht zu erhalten. Weil in Thereses Familie ähnliche Verhältnisse herrschten, kann man annehmen, dass es sich dabei um keine Einzelfälle handelt, sondern um ein verbreitetes gesellschaftliches Phänomen:

Dreimal hintereinander sah sie in verwüstete Ehen. Zuerst waren es zwei noch junge Eheleute, die, ohne Rücksicht auf ihre zwei Kinder von sechs und acht Jahren und ohne die geringste Rücksicht auf Therese, einander während der Mahlzeiten so furchtbare Dinge ins Gesicht sagten, daß sie glaubte vor Scham vergehen zu müssen. Bei dem ersten Streit, den sie miterleben mußte, stand sie einfach von Tische auf. Als sie das ein paar Tage darauf wieder versuchte, rief der Gatte sie zurück, verlangte, daß sie bliebe, er müsse unbedingt einen Zeugen für die Beschimpfungen haben, denen er von seiner Frau ausgesetzt sei. Das nächste Mal war es wieder die Frau, die das gleiche von Theresen forderte. Die beiden sahen oft Gesellschaft bei sich, bei welcher Gelegenheit sie vor den Eingeladenen sich als glückliches Paar gebärdeten. (S. 146.)

---

nicht in der Lage, Zugang zu ihren Schicksalsgenossinnen zu finden. Aber die ist keine Ausnahme, sondern ein typisches Verhalten des Mittel- und Kleinbürgertums.“ S. 29.

<sup>176</sup> Dangel. Vergeblichkeit und Zweideutigkeit. „Therese kann als Gouvernante in Wien des Kaiserreiches von ihrem Dienstherrn beliebig gekündigt werden. Die Rückkehr einer früheren Erzieherin, von deren Existenz Therese nicht in Kenntnis gesetzt worden war oder einfach schlechte Laune der Hausfrau genügen, um die Anstellung Thereses zu beenden. Nach der üblichen vierzehntägigen Kündigungsfrist steht Therese auf der Straße, und die Suche beginnt von neuem. Mindestens ebenso oft löst Therese selbst das Arbeitsverhältnis auf, unerträgliche Arbeitsbedingungen, vor allem die herabsetzende Behandlung als Dienstbotin, treiben sie aus ihrer Stellung. Die Überempfindlichkeit, mit der die Offizierstochter alle erniedrigten Momente ihres Arbeitsalltages registriert, lassen etwas vom Elend eines Berufstandes ahnen.“ S. 167.

<sup>177</sup> Lumerding. S. 76.

In der Liste der bürgerlichen Familien, bei denen sie gearbeitet hat, kann natürlich die eines Beamten nicht fehlen. Sogar hohe Staatsbeamte haben es sehr schwer und müssen auch bei den einfachsten Dingen sparen:

... als sie neuerlich eine Stellung annahm, und zwar in einem, dem ersten Anschein nach, ziemlich vornehmen Haus als Erzieherin oder Gesellschafterin bei der vierzehnjährigen Tochter. Schon wenige Tage nach ihrem Eintritt reiste sie mit Mutter und Kind in einen kleinen steiermärkischen Kurort, wo man in einem schlecht geführten, nicht einmal ganz reinlichen Gasthof Wohnung nahm, während der Gatte, ein höherer Staatsbeamter, in Wien zurückgeblieben war..... Im übrigen sparte man bei den Mahlzeiten so sehr, daß sich Therese an die traurigsten Tage ihrer Jugend erinnert fühlte. (S. 144f.)

Therese glaubt großes Glück zu haben, als sie eine Stellung bei einer sehr reichen Familie findet. Das Familienoberhaupt ist ein Bankdirektor und ihre Arbeit ist weniger beschwerlich:

Nun trat sie in ein sogenanntes großes Haus ein, was die Stellenvermittlerin als einen besonderen und gewissermaßen unverdienten Glücksfall angesehen wissen und wofür sie auch mit einem besonderen Honorar bedacht werden wollte. Der Bankdirektor Emil Greitler war ein Mann von über fünfzig, von höflich-liebenswürdigem, fast diplomatisch reserviertem Benehmen; ... das dreizehnjährige Mädchen und der jüngste, neunjährige Sohn besuchten öffentliche Lehranstalten und hatten überdies so viele Privatlehrer, daß Theresens Wirksamkeit sich so ziemlich darauf beschränkte, die beiden Kinder zur Schule, von dort nach Hause und auf Spaziergängen zu begleiten. (S. 148.)

Obwohl diese Familie angeblich viel Geld besitzt und ein luxuriöses Leben führt, bekommt Therese lange Zeit ihren Lohn nicht ausbezahlt. Allerdings ist sie nicht die einzige Angestellte mit diesem Problem, denn die Herrschaft schuldet dem ganzen Personal Geld:

Da die Gehaltsauszahlung im Hause Greitler sich meistens um einige Tage verzögerte, war es ihr nicht aufgefallen, als einmal der ganze Monat verstrichen war, ohne daß sie ihre Entlohnung erhalten hätte. Doch als auch am nächsten Fälligkeitstag die Bezahlung ausblieb, sah sich Therese, die das Geld brauchte, genötigt, Frau Greitler zu mahnen. Sie wurde gebeten, sich nur noch ein paar Tage zu gedulden, und erhielt tatsächlich bald darauf den größeren Teil ihres Gehaltes ausbezahlt. (S. 150.)

Sie wäre nun einigermaßen beruhigt gewesen, wenn nicht am gleichen Tag das Dienstmädchen die Frage an sie gerichtet hätte, wieviel man ihr schuldig sei. Es war bisher ihr Grundsatz gewesen, sich niemals mit dem Personal eines Hauses, in dem sie selbst in Stellung war, in Unterhaltungen über die »Herrschaft« einzulassen, – diesmal konnte sie der Versuchung nicht widerstehen, und so erfuhr sie bald, daß das Haus Greitler nach allen Seiten hin verschuldet ... sei.“ (S. 150.)

Die Geldprobleme hindern die Familie nicht daran, einen Ball zu veranstalten, obwohl sie nicht einmal den Zuckerbäcker bezahlen können. (S. 149.)

Das erinnert an die Familie von Fräulein Else, die auch versucht, den Schein zu wahren. Bei Familie Greitler läuft alles wie gehabt und niemanden fragt sich, woher das Geld für ihren Unterhalt kommt:

Therese konnte und wollte das einfach nicht glauben. Denn im Hause ging alles den alten Gang. Es wurde vornehm serviert, vortrefflich gegessen, man empfing Gäste, der Wagen stand vor dem Haus, die Sommertoiletten für die gnädige Frau waren bei einem ersten Schneider bestellt wie gewöhnlich; auch in der Laune des Herrn Greitler zeigte sich keine Änderung; er war von derselben etwas kühlen und unbeteiligten Freundlichkeit gegenüber Frau und Kindern wie bisher, verriet keine Spur von Hast oder Ungeduld, bei Tische wurde die Frage des Landaufenthalts erwogen, und kein Anzeichen ließ vermuten, daß irgendeine bedeutsame Veränderung bevorstünde. (S. 150.)

Als das unabwendbare Ende für den hoch verschuldeten Bankdirektor kommt, indem er auf der Flucht verhaftet wird, scheint das keine Rolle für das Leben der anderen Familienmitglieder zu spielen. Sie verdrängen die Tatsachen und leben weiter, wie gewohnt:

Der Zusammenbruch war erfolgt; Herr Greitler war am Morgen im Eisenbahnzug, zwei Stunden weit von Wien, verhaftet worden. Frau Greitler stellte Therese frei, das Haus sofort zu verlassen, diese aber erbot sich, so lange zu bleiben, bis sie eine neue Stellung gefunden hätte. Sonderbar erschien es ihr, wie rasch sich alle Familienmitglieder in den Wechsel der Verhältnisse hineinzufinden wußten, von dem äußerlich kaum etwas zu merken war. Man speiste geradeso gut wie vorher, die Kinder gingen weiter in die Schule, Margarete blieb hochmütig, wie sie gewesen, Siegfried machte weiter seine Späße, die Lehrer erschienen zu den gewohnten Stunden, auch an Besuchern fehlte es nicht. (S. 151.)

Mit dem Schicksal der Familie Greitler stellt Schnitzler die Schwierigkeiten des alten, heruntergekommenen Großbürgertums dar. Sie glauben auf ihr Prestige nicht verzichten zu können und sehen sich gezwungen Schulden zu machen, nur um die Fassade aufrecht zu erhalten.

In Thereses Rundgang in den Häusern Wiens gibt es auch den Typus der Leopoldine. Eine Karrierefrau, die sich um ihre Geschäfte kümmern muss - pedantisch und von ihrem Mann verlassen. Sie ist so von sich überzeugt, dass sie keine Einmischung in ihre Angelegenheiten duldet, was auch zur Kündigung Thereses führt:

Die zwei Mädchen von vier und sechs Jahren, die ihrer Obhut anvertraut waren, machten ihr um so mehr zu schaffen, als die Mutter, den ganzen Tag in einem Bureau tätig, am späten Abend erst nach Hause kam. Der Vater befand sich angeblich auf einer Geschäftsreise, es kamen niemals Briefe von ihm, und Therese war sich bald klar darüber, daß er seiner Frau, einem reizlosen und mürrischen Geschöpf, auf Nimmerwiedersehen durchgegangen war. ... Als Therese einmal davon sprach, daß es doch vielleicht gut wäre, einen Arzt zu Rate zu ziehen, herrschte die Mutter Therese an, erklärte ihr, daß sie selber wisse, was sie zu tun habe, ein Wort gab das andere, und Therese kündigte ihre Stellung. (S. 154.)

Therese arbeitet bei einer weiteren Familie, in der Verlogenheit und Zerfall herrscht, und sich auch Niemand wirklich um den Anderen kümmert, was an „Fräulein Else“ erinnert. Die Familienverhältnisse werden nur in komprimierter Form geschildert, als wären sie der Normalfall:

In diesem Sommer traf es sich, daß sie eine zehnjährige Schülerin, das jüngste Kind eines bekannten Schauspielers, zur Aufnahmeprüfung ins Lyzeum vorbereiten sollte und man sie zu diesem Zweck an einen Salzkammergutsee mitnahm. ... Eine ältere, schon achtzehnjährige Tochter war in einen jungen Mann verliebt, der häufig zu Besuch kam. Ein Vetter machte der noch immer hübschen Hausfrau den Hof, der Gatte brachte seine Aufmerksamkeit einer kaum sechzehnjährigen Freundin der Tochter entgegen, einem höchst verdorbenen Geschöpf, ja, er stellte ihr recht eigentlich nach. Es war für Therese sonderbar, zu beobachten, wie Vater, Mutter, Tochter, jeder für sich, kaum etwas von dem bemerkten oder zum mindesten ganz harmlos zu nehmen schienen, was die andern durchfühlten und durchlitten. ... Die Tochter des Hauses verübte einen Selbstmordversuch, und nun war es, als ob alle mit einemmal aus einem gefährlichen Traume jäh erwachten. (S. 240f.)

Schnitzler stellt nicht nur das Leben der Familien dar, sondern auch ihren Umgang mit den Angestellten. Die Stimmung ist meistens bedrückend. Die Herrschaft könnte ihre Bediensteten jederzeit entlassen, selbst wenn sie sich nichts zu Schulden kommen lassen. Was diese nach der Entlassung machen oder die Bindung welche die Kinder vielleicht aufgebaut haben, kümmert sie nicht:

Da geschah es an einem heitern Sonntagmorgen, daß die Frau des Hauses sie zu sich ins Zimmer bat und ihr freundlich wie immer mitteilte, daß in wenigen Tagen die frühere Erzieherin zurückerwartet würde, die nur zum Besuch von Verwandten einen halbjährigen Urlaub in England verbracht hatte. ... Weder sie noch ihr Gatte schienen im geringsten die Empfindung zu haben, daß man Theresen ein Unrecht oder gar einen Schmerz antäte. (S. 161.)

Therese ist von der Ungerechtigkeit und den Schwierigkeiten in ihrem Beruf frustriert:<sup>178</sup>

Und immer wieder erbitterte es Therese, daß die Frau Direktor sich bei jeder Gelegenheit nach Herzenslust schonen und ins Bett legen konnte, während man auf sie, die am Ende doch auch eine Frau war, nie und nimmer Rücksicht nahm und niemals Rücksicht genommen hatte. Sie erinnerte sich, wie sie vor Jahren in einem ihrer Häuser im Zustande eines heftigen Unwohlseins bei miserabilem Wetter die Kinder aus der Schule hatte abholen müssen und beinahe schwer krank geworden wäre. (S. 208)

Als Therese, ohne verheiratet zu sein, schwanger wird, muss sie wieder eine schlechte Erfahrung mit ihrem Arbeitgeber machen. Um weiterhin ihr Leben finanzieren zu können, verschweigt sie ihre Umstände, fliegt aber auf und wird eiskalt am nächsten Tag entlassen.<sup>179</sup>

Wenige Tage vor Weihnachten bat Frau Eppich Therese zu sich ins Zimmer und eröffnete ihr, daß man sie nun leider nicht länger im Hause behalten könne. Eigentlich habe sie erwartet, daß Therese selbst rechtzeitig ihren Abschied nehmen werde; da diese sich aber offenbar einer in solchen Fällen nicht seltenen Täuschung hingebte, müsse sie schon mit Rücksicht auf die beiden Mädchen darauf bestehen, daß Therese heute, spätestens morgen das Haus verlasse. (S. 114.)

Eine bürgerliche Familie konnte unter keinen Umständen schwangere, unverheiratete Bedienstete dulden. Ihre Fassade musste erhalten werden und darum wurden Probleme einfach totgeschwiegen. Es scheint fast so, als hätten Bedienstete gar keine Rechte, und dass diejenigen, die Geld haben, sich alles erlauben können.

Aufgrund dieser Schwierigkeiten beschließt Therese sich selbstständig zu machen. Sie konzentriert sich auf ihre Karriere, nützt ihre freien Stunden um sich Bildung anzueignen und wird Privatlehrerin:

Eine Zeitlang lebte sie vollkommen und ausschließlich ihrem Berufe, in dem sie sich nicht nur durch dessen fortgesetzte Ausübung, sondern auch durch Arbeit in freien Stunden weiter ausgebildet hatte und immer weiter ausbildete, so daß sie allmählich zu einer tüchtigen und gesuchten Lehrerin wurde. (S. 239.)

Ihren Wunsch nach Freiheit und Unabhängigkeit gibt sie auch dann nicht auf, als nach einiger Zeit ihr reicher Verlobter ihr vorschlägt, mit dem Unterrichten aufzuhören, da sie nicht mehr zu arbeiten braucht:

Er wünschte, daß sie schon von den nächsten Tagen an ihre Lektionen einzuschränken beginne. Sie wollte anfangs davon nichts wissen, ja, sie erklärte sogar, daß sie auch nach ihrer Verheiratung eine Tätigkeit keineswegs völlig aufzugeben gedenke, die ihr Befriedigung, manchmal sogar Freude gewähre. (S. 298.)

Klüger meint: „Therese muß ihre Charakterentwicklung allein durchmachen, ohne Hilfe und hier nachdrücklich ohne männliche Hilfe. Die Fortschrittlichkeit einer solchen Darstellung sollte gerade heute wieder auffallen und einleuchten.“<sup>180</sup>

Dieses Streben nach Freiheit wird nicht akzeptiert und ihr Bruder prophezeit ihr:

---

<sup>178</sup> Der Lehrer, den sie im Haus ihres Bruders kennenlernt, äußert sich auch gegen die Zustände, wie die Familien ihre Gouvernanten behandeln: „...und als von dem Beruf Theresens und von ihren persönlichen Erfahrungen als Erzieherin und Lehrerin die Rede war, verhehlte der Gymnasialprofessor nicht sein Bedauern, daß sie so oft genötigt gewesen, in einer untergeordneten, ja, man dürfte wohl sagen, dienenden Stellung im Hause fremdrassiger Leute zu leben, und er bezeichnete es als eine der wichtigsten Aufgaben der Gesetzgebung, so unwürdige Zustände ein für allemal unmöglich zu machen.“ (S. 227.)

<sup>179</sup> Lumerding . . . „Die Schwangerschaft einer Hausangestellten stellte einen gesetzlich gerechtfertigten Kündigungsgrund dar. Die Dienstgeber hatte das Recht, eine schwangere Bedienstete ohne Einhaltung einer Kündigungsfrist und ohne weiteren Verpflichtungen ausgesetzt zu sein, zu entlassen.“ S. 32.

<sup>180</sup> Klüger. S. 47.

Du wirst noch auf dem Mist krepieren, genau so wie dein Herr Sohn. Du willst 's ja nicht anders. Wenn man dir schon einmal einen Ausweg gezeigt und wenn sich schon ein Esel gefunden hat, der dich beinahe geheiratet hätte – nein, lieber in Freiheit weiterleben, Liebhaber wechseln wie 's Hemd, das ist bequemer und lustiger. (S. 306.)

Eine andere Figur, die das Bild der Gouvernante vervollständigen soll, ist Sylvie, die Aline Le Berre in ihrem Aufsatz „Zwischen Frankreichbild und Heimatlosigkeit“ analysiert hat. Sylvie, die aus Frankreich stammt<sup>181</sup>, ist wie Therese eine Gouvernante. Ihr Leben ist dem Thereses in vielen Bereichen ähnlich, wie den Geldproblemen und ihrem Liebesleben. Sie ist Thereses Vorbild, da sie ihr in manchen Dingen voran ist:<sup>182</sup> „Sylvie rauchte eine Zigarette, auch Therese versuchte es nach langer Zeit wieder, seit den Salzburger Abenden in der Offiziers- und Schauspielergesellschaft hatte sie es nicht getan; es schmeckte ihr so wenig wie damals.“ (S.188.)

Aber Sylvie hat nicht nur die Rolle des Vorbildes. Sie kündigt auch an, wie Therese in ein paar Jahren aussehen wird, da sie älter ist: „So schafft der Autor eine Art Wechselspiel zwischen seinen beiden Heldinnen.“<sup>183</sup>

An Sylvie wird die Prostitution der weiblichen Arbeiterklasse sichtbar. Sie sind unterbezahlt und müssen zusätzlich auf andere Weise Geld verdienen:

Man kann sich sogar fragen, ob sie ihren Lebensunterhalt immer mit ihrer Arbeit verdient hat. Diesmal begnügt sich Schnitzler, diesen Punkt zu streifen. Doch scheinen ihre Ersparnisse nicht alle aus einer sehr reinen Quelle herzurühren, was sich aus ihrer Haltung ergibt, als sie Theresen einen kleinen finanziellen Vorschub vorschlägt.<sup>184</sup>

An Sylvies Beispiel wird der Mangel an Stabilität der bediensteten Frauen klar, worunter, laut Le Berre, alle Frauen in diesem Bereich leiden:<sup>185</sup> „War sie nicht ein ebenso heimatloses Geschöpf wie all diese andern, die, ob sie nun Kindermädchen, Bonnen oder Gouvernanten hießen, in der Welt herumgestoßen wurden, von einem Haus ins andere.“ (S. 176.)

---

<sup>181</sup> Aline le Berre. Zwischen Frankreichbild und Heimatlosigkeit. In: Jura Soyfer 7 1998, H.2, 31–36. „In dieses Gemälde einer sozialen und menschlichen Not führt Schnitzler die Gestalt Sylvies ein, weil es damals in den Kreis des österreichischen Bürgertums und Adels zum guten Ton gehörte, seine Kinder von einer französischen Hauslehrerin erziehen zu lassen.“ S. 31

<sup>182</sup> Ebda. S. 34. „Sie geht Theresen voran. Das ist symptomatisch für die Rolle, die sie bei ihr spielt, die Rolle einer Einweihlerin, einer Bahnbrecherin. Sie wird zu einem Beispiel, das Therese fast unwillkürlich nachahmt. So versucht sie zu rauchen, nachdem Sylvie es vor ihr angefangen hat.“

<sup>183</sup> Ebda. S. 35. Vgl. Schnitzler. „Therese“ „Therese merkte in solchen Momenten, wie welk die Züge Sylvies geworden waren, und sie erschrak. Doch sie beruhigte sich damit, daß sie selbst um sieben oder acht Jahre jünger war.“ S. 207.

<sup>184</sup> Ebda. S. 32. Vgl. „Therese“. „Sie selbst, Sylvie ... stellte ihr auch für die nächste Zeit einiges Geld zur Verfügung: „sie habe immerhin kleine Ersparnisse“, fügte sie mit einem verschmitzten Lächeln hinzu, das Therese nicht bemerken wollte.“ S. 194. Weiter sagt Le Berre: „trotz eine unregelmäßige Lebensführung (...) zeugen Sylvies Handlungen von einer Emanzipation aus den Konventionen. So wirkt Sylvie trotz ihrer Ausschweifungen nicht unsympathisch. Indem sie sich über alle Tabus hinwegsetzt, distanziert sie sich von den gesellschaftlichen Regeln, von einer gewissen bürgerlichen Intoleranz. Dabei aber ist sie keine Rebellin. Sie versucht sich mit der Gesellschaft abzufinden, ohne doch die Grundsätze ernst zu nehmen, die die Bürger selber auch nicht befolgen. In diesem Roman zeigt Schnitzler nämlich, daß die Herren nicht mit ihrem doch wenig erfreulichen Schicksal.“ S. 32.

<sup>185</sup> Ebda. S. 33.

Sylvie kann man als Vertreterin all der weiblichen Hausangestellten sehen, für die die Gegenwart schon sehr schwer ist aber die Zukunft schwerer sein wird:

Schnitzler betont den aufreibenden Charakter und die Aussichtslosigkeit solcher Funktionen, die einen abnutzen und nicht die Gelegenheit bieten, sich seßhaft zu machen. Sylvie hat nämlich nicht genug Geld trotz ihrer Verschmitztheit und Skrupellosigkeit, um sich als Rentnerin in Frankreich anzusiedeln. So entpuppt sich diese Gestalt als der Prototyp der ausgebeuteten Arbeitnehmer, die, wenn sie zu altern beginnen, es nicht mehr verkraften, ihren inhumanen Beruf auszuüben, und ihn doch nicht aufgeben können, wenn sie nicht verhungern wollen.<sup>186</sup>

## **b) Thereses Liebesleben**

Ein anderes wichtiges Thema, das „Therese“ behandelt, ist der Umgang der Frauen mit ihrem Sexual- und Liebesleben. Dafür wird Schnitzler schon zu seinen Lebzeiten gelobt:

Zu Therese selbst urteilte die Kritik, der »wahre Grundzug« von Schnitzlers Kunst sei »das in seiner Seltenheit so kostbare Verständnis für den andersgeschlechtlichen Menschen, die gleiche, jede Unterscheidung verbannende Beurteilung des männlichen sowohl als des weiblichen Liebeslebens... Schnitzlers sexuelle Gerechtigkeit ist sein bleibendes Verdienst.<sup>187</sup>

Therese empfindet zumeist nichts für ihre Partner und kann keine dauernde Beziehung führen. Sie ist der Stereotyp der modernen Frau, die keine Gefühle investiert und sich mit dem rein Sexuellen zufrieden gibt oder nur daran interessiert ist:

Therese bedarf in ihrem Leben nicht so sehr der Intimität und Vertrautheit, sondern sie begnügt sich mit rein sexuellen und wenig tiefsinnigen Beziehungen. Sinnliche Abenteuer stellen für sie nicht nur eine willkommene Unterbrechung ihres Arbeitsalltags dar, sondern erhöhen auch ihr Selbstgefühl, das unter wollüstigen Männerblicken steigt. Hat die Frau längere Zeit hinweg keinen Erfolg bei Männern, fühlt sie sich alt, verbraucht und ungeliebt.<sup>188</sup>

Solch eine Beziehung führt sie zum Beispiel mit dem jungen Offizier Richard. Kurz nachdem sie einander begegnen folgt auch der sexuelle Akt:

Richard lächelte, sah sie an, warf seine Zigarette zu Boden, trat das Feuer aus, nahm Therese in die Arme und küßte sie. Dann hielt er sie fest an sich gedrückt, ging tiefer mit ihr ins Schilf und zog sie mit sich nieder. ... Als sie später durch Dickicht wieder auf einen schmalen Weg gelangten, schmiegte sie sich hingebungsvoll an den Mann, den sie vor drei Stunden noch nicht gekannt hatte und der jetzt ihr Geliebter war. (S. 219f.)

Seit sie Sechzehn ist, hat sie eine konkrete Meinung über Männer und programmiert schon ihr zukünftiges Verhältnis zu ihnen:

Da war die Geschichte von einer ledigen Mutter erzählt, die den treulosen Geliebten angeschossen und schwer verletzt hatte. Maria Meitner, so hieß das arme Geschöpf. Ja, auch dergleichen konnte einem passieren. ... Nein, ihr nicht. Keiner, die klug war. Man müßte keinen Liebhaber nehmen, man mußte kein Kind haben, man mußte überhaupt nicht leichtsinnig sein und vor allem: man durfte überhaupt nicht leichtsinnig sein und vor allem: man durfte keinem Manne trauen. (S. 27.)

Thereses erstes Verhältnis hat sie mit dem Freund ihres Bruders, Alfred Nüllheim. Sie wähnt sich ihm überlegen und belächelt nur die Pläne, die er für sie schmiedet: „Abend für Abend

---

<sup>186</sup> Ebda. S. 35.

<sup>187</sup> Konstanze Fliedl. Verspätungen. Schnitzlers Therese als Anti-Trivialroman. In: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft 33. S. 328. Zitiert aus: Ben-Gavriel, Arthur Schnitzlers neuer Frauenroman, in: Jüdische Rundschau 34, 1928, Nr. 4, S. 25.

<sup>188</sup> Lumerding. S. 95. Vg. Dangel. Vergeblichkeit und Zweideutigkeit. „Wie im „Reigen“, wo die wechselnden Partner auch nur Berufsbezeichnungen haben, bleiben die Liebhaber Thereses unkonkrete Männertypen der Wiener Gesellschaft, die ihren Weg so zufällig wie sie ihn gekreuzt haben, auch wieder verlassen.“ S. 169.

wandelten sie nur draußen vor der Stadt auf wenig begangenen Feldwegen und plauderten von einer Zukunft, an die Therese nicht glaubte.“ (S. 22.) Man merkt hier einen Rollentausch, bei dem das klassische Frauenverhalten den Männern zugeteilt wird, und die jüngeren Frauen als reifer dargestellt werden:

Plötzlich sagte er: »In weniger als sechs Jahren bin ich Doktor. Willst du so lange auf mich warten?« – Sie sah ihn an. Sie verstand ihn anfangs nicht, dann aber mußte sie wieder lächeln, diesmal gerührt. Um wieviel älter erschien sie sich doch als er. Sie wußte schon in diesem Augenblick, daß sie beide nur Kindereien redeten und daß aus der Sache niemals etwas werden könnte. Aber sie nahm seine Hand und streichelte sie zärtlich. Als sie später vor ihrem Haustor von ihm Abschied nahm, im Dunkel, erwiderte sie lange, leidenschaftlich beinahe, mit geschlossenen Augen seinen Kuß. (S. 22.)

Schüppen ist der Meinung, Alfred wäre für Therese zu langweilig und sie träume von etwas anderem:

Therese träumt, wie die neue Philosophie der Zeit, in der Nietzsche um 1920 längst dominiert, vom Abenteuer und von Abenteurern, von einem aristokratischen Dasein, das ein gefährliches Leben bewältigt. So ist der ganz in den alten Formen eines arrivierten bürgerlichen Realismus lebende angehende Mediziner Nüllheim zu langweilig.<sup>189</sup>

Therese weiß, dass sie keine „normale“, ruhige Beziehung mit Albert will: „Er war edel, er war rein, und sie spürte dunkel, daß sie es nicht war, nicht einmal sein wollte.“ (S. 23.)

Thereses Verhältnis zu Alfred zerbricht an ihrer Untreue, nachdem er nach Wien gezogen ist. Laut Klüger spielt Alfreds Herzenskälte, die ihn auch als Erwachsener charakterisiert, eine Rolle für das Scheitern des Paares:<sup>190</sup>

Durch einen Schleier von Tränen blickte sie in Alfreds Antlitz und merkte, daß er mit gleichgültigen, ja gelangweilten Augen über sie hinweg oder durch sie hindurch sah, ganz in der gleichen Art, wie es Herr Knauer, wie es Frau Knauer, wie es wenige Stunden vorher ihr geliebter kleiner Robert getan. (S. 204.)

Thereses zweite Liebschaft ist mit dem Offizier Max. Er ist der klassische Offizierstypus und erinnert an Leutnant Gustl oder Willi Kasda bevor ihre jeweilige Katastrophe eingetreten ist. Er ist an Affären interessiert und für ihn ist seine Offiziersehre am wichtigsten:

...bis sie in einer engen Gasse vor einem alten Hause standen, wo er ihr wieder, als sei daran gar nichts Besonderes, vorschlug, bei ihm, um nicht vor Nässe am Ende krank zu werden, eine Tasse Tee mit recht viel Rum zu trinken. Aber da kam sie zur Besinnung. Wofür er sie denn eigentlich halte? Und ob er vollkommen verrückt sei? Und als er seinen Arm um sie legte, wie wenn er sie mit sich ziehen wollte, blitzte sie ihn an: ob er denn Lust habe, es sich ein für allemal mit ihr zu verscherzen? Da ließ er sie los und versicherte sie, er wisse wohl, ja, er habe es gleich bemerkt, daß sie ein ganz besonderes Geschöpf sei. Und seit er sie gesehen, habe er an kein anderes weibliches Wesen mehr denken, ja, überhaupt kein anderes mehr ansehen können. Und auf die Gefahr hin, sich lächerlich zu machen: er würde von nun an Abend für Abend Punkt sieben Uhr hier vor dem Tore stehen und warten. Warten so lange, bis sie käme. Und wenn er zehn Jahre lang hier jeden Abend stehen müßte. Ja, das schwöre er hoch und heilig bei seiner Offiziersehre. (S. 44.)

---

<sup>189</sup> Schüppen. S. 136. Eine These, die zumindest nicht immer stimmt, da Therese oft Angst vor dem Scheitern hat, und manchmal wünscht sich in einem Kloster zu gehen. „Sie erinnerte sich, daß sie schon vor zwei oder drei Jahren, zu einer Zeit also, da sie fast noch ein Kind gewesen, mit zwei Freundinnen zusammen beschlossen hatte, ins Kloster zu gehen, und in diesem Augenblick war ihr, als regte sich in ihr eine ganz ähnliche Sehnsucht wie damals. Nur daß diese Sehnsucht heute etwas anders und mehr bedeutete: Unruhe, Angst – als gäbe es nirgendwo als hinter Klostermauern Sicherheit vor all den Gefahren, die das Leben in der Welt mit sich brachte.“ (S.28.)

<sup>190</sup> Ruth Klüger. S. 49.



Therese lässt sich mit Max gleich am nächsten Abend ein, und beschädigt so ihren Ruf, was die Chance auf eine durchaus vorteilhafte Hochzeit verkleinert<sup>191</sup> (S. 44f.)

Das wichtigste ist, den Anschein zu bewahren, wie es die anderen Mädchen machen. Als sich Therese mit einer Freundin trifft, wird sie von ihr kritisiert, aber nicht wegen dem, was sie mit dem Offizier macht, sondern weil sie es in aller Öffentlichkeit tut. Sie selbst hat auch mehrere Affären gehabt, so wie auch viele ihre Freundinnen, aber im Geheimen sodass niemand etwas davon erfährt:

Kurz nach Neujahr war es, daß Therese vor dem Hause des Leutnants Klara begegnete, ihrer alten Freundin, die sich eben auf dem Heimweg von der Eisbahn befand. Sie begrüßten einander, und Klara, als hätte sie nur die Gelegenheit abgewartet, begann Theresen lebhaftere Vorwürfe zu machen, nicht etwa wegen ihres Lebenswandels, sondern wegen ihrer Unbedachtsamkeit. »Was hast du davon,« sagte sie, »daß man soviel von dir spricht. Schau' mich an. Ich halt' schon beim Vierten, und kein Mensch hat eine Ahnung. Und wenn du's überall herum erzähltest, – kein Mensch möcht's dir glauben.«

Nur durch den Zerfall der Familie ist es überhaupt möglich, dass Therese ein solches Verhältnis eingehen kann:

Thereses Abenteuer mit Max ist nur möglich durch den Wegfall familiärer Bindungen ... Der soziale Abstieg, der die Liebschaft ermöglichte, ist mit dieser Liebschaft erst besiegelt. Das Familiendrama hat vorerst seinen Abschluß gefunden: die moralisch ungefestigte Heldin gibt sich dem strahlenden Verführer hin, der es nur auf ihre Tugend, nicht auf ihre Hand abgesehen hat.<sup>192</sup>

Thereses Familie ist so weit zerfallen, dass ihre Mutter nicht danach fragt, mit wem sich ihre Tochter trifft und von wem sie die Theatertickets hat. (S. 47.)

Therese lernt in Wien Kasimir kennen, den zukünftigen Vater ihres Sohnes. Sie haben eine fortschrittliche Beziehung, in der beide unabhängig sind und jeder seine Rechnungen selbst bezahlt:

»Hoheit,« sagte er plötzlich, als sie wieder in den Bereich der Musikkapellen gelangt waren, »es wäre mir eine besondere Ehre, Hoheit zu einem Souper einzuladen, aber die Wahrheit zu sagen – Armut ist keine Schande und Reichtum kein Unglück –, mein Vermögen beläuft sich leider nur auf einen Gulden netto. Das würde kein sehr fürstliches Mahl werden. Also müßten sich Hoheit Ihr Nachtmahl selber zahlen.« ... Der Zahlkellner stand da, sie beglichen, jeder für sich.« (S. 75.)

Therese ist manchmal sogar gezwungen, für ihren Partner zu bezahlen. Das gefällt ihr einerseits, bringt sie andererseits jedoch in Verlegenheit:

Übrigens habe er ihr ein Geständnis zu machen. Nämlich, er war genötigt gewesen, seinem Freund, demselben, mit dem er bisher das Atelier bewohnt hatte, aus einer Verlegenheit zu helfen, und hatte nicht einmal genug zurückbehalten, um für ein Abendessen zu sorgen. Sie reichte ihm ihre Geldbörse, er eilte davon. (S. 88f.)

Als sie vor einem hell erleuchteten Restaurant vorbeikamen, warf er einen so hungrigen Blick durch die hohen Spiegelscheiben, daß Therese beinahe Lust bekam, ihn zu einem Souper an einem der lockenden, weiß gedeckten Tische einzuladen, doch sie fürchtete, daß sie ihn damit verletzen, und vielleicht noch mehr, daß er ihre Einladung annehmen könnte. (S. 80.)

---

<sup>191</sup> Lumerding. „So lässt sich die Heldin bei der ersten Gelegenheit auf ein Verhältnis mit Leutnant Max, einem wahren Filou, ein. Indem sie sich öffentlich mit ihrem Liebhaber trifft, verstößt sie gegen die herrschenden gesellschaftlichen Konventionen, was ihrem sozialen Ansehen sehr schadet und die Möglichkeit einer standesgemäßen Heirat drastisch verringert.“ S. 27.

<sup>192</sup> Ebda. S. 27.

Therese will nicht nur finanzielle Unabhängigkeit von ihren Partnern, sondern auch in anderen Lebensbereichen. Ein Beispiel dafür ist die Entscheidung, das Kind wäre allein ihre Angelegenheit, weshalb sie Kasimirs Verantwortung als Vater ablehnt, ohne ihn zu fragen:

Er hatte ja keinerlei Verpflichtungen gegen sie. Sie war kein unerfahrenes, unschuldiges Mädchen gewesen, als sie die Seine wurde. Und sie hatte ja immer gewußt, daß er ein armer Teufel war. Nie hätte sie von ihm etwas gefordert. Und das Kind? Das war ihre Angelegenheit, ihre ganz allein. (S. 98.)

Therese trifft Kasimir nach zwanzig Jahren zufällig wieder und erfährt, dass alles, was er damals gesagt und getan hat, eine Lüge war. Sogar sein Name war falsch:

Sie dachte einfach: Also damals schon hat er eine Frau gehabt und ein Kind. Darum wohl die Flucht und der falsche Name. Denn das war ihr nun ganz klar, Kasimir Tobisch hatte er nie wirklich geheißt. Wie hieß er denn nur, dieser Mann? Wer war er denn eigentlich, dieser Mann, neben dem sie da einherging und von dem sie einen Sohn hatte, der im Inquiritenspital lag und mit dem sie ihn hatte bekanntmachen wollen. (S. 340.)

Klüger meint, Schnitzler wollte durch Kasimir die verhängnisvolle Verantwortungslosigkeit einer Kunst darstellen, die nur aus Spiel und Lüge besteht:<sup>193</sup>

Schon sein Name ist falsch, und seine wirkliche Identität bleibt sowohl dem Leser wie der Heldin verborgen. Dabei ist Kasimir eine von Schnitzlers vollendetsten komischen Gestalten... leichtlebig und charmant. Dilettantisch in allem, sagt er über seinem Beruf, »er wäre Maler und Musiker, je nachdem ... Er spiele so ziemlich alle Instrumente, von der Flöte bis zur großen Trommel«<sup>194</sup>

Therese wechselt nach der Geburt ihres Kindes oft ihre Arbeitsstelle und hat dem entsprechend viele Affären mit den jeweiligen Hausherrn oder Bekannten der Familien:

Da Therese mit ihrer Herrschaft unter einem Dach wohnt, ist sie den Verführungsversuchen der männlichen Personen, die im Haus wohnen oder dort verkehren, ausgesetzt. ... Therese kommt für die jungen Herrn als Geliebte in Betracht, nicht aber als Ehefrau. Denn eine Heirat ist ein Bekenntnis zum eigenen Stand, und die Gouvernante Therese ist für den Stand ihrer Herkunft nicht mehr standesgemäß. Sie war es freilich auch als junges berufsloses Mädchen nicht in dem Maße, in dem ihre Familie verfiel und den Gesetzen des eigenen Standes nicht mehr genügen können.<sup>195</sup>

Mit diesem ständigen Wechsel des Arbeitsplatzes zeigt Schnitzler die verschiedensten männlichen Charaktere, die es nach dem ersten Weltkrieg gab.

Auch fehlt die Offiziersfigur, die an Leutnant Greising von „Spiel in Morgenrauen“ erinnert, nicht (S. 165.)

Das nächste Verhältnis hat Therese mit Herrn Rotmann, einem Vertreter des Bürgertums. Seine Frau ist ohne Zweifel das Oberhaupt der Familie und wahrscheinlich sind alle von ihr abhängig. Herr Rottmann wird zu Hause wie ein Gast behandelt, und nicht wie ein Familienmitglied. Ist Frau Rottmann zu Hause, ist die Atmosphäre bedrückend. Anders wenn sie weg ist:

In den ersten Tagen hatte sie den Eindruck, als wenn er ein gern gesehener, mit Zuvorkommenheit behandelter Gast, aber nicht eigentlich der Herr des Hauses wäre. Dies änderte sich mit einem Schlag, als Frau Rottmann sich auf eine Konzertreise begab. Der Ton im Hause wurde freier, ungezwungener, von den beiden Mädchen schien ein Druck genommen, die Melancholie des Vaters verschwand, und die

---

<sup>193</sup> Klüger. S. 45.

<sup>194</sup> Ebda. S. 45.

<sup>195</sup> Nikola Rossbach. Das Ende der Ereignisse: Arthur Schnitzlers Therese. In: Epochenbegriffe: Grenzen und Möglichkeiten. Bern (u.a.) 2002. S. 168f.

Dienstleute ordneten sich dem neuen Fräulein viel lieber unter, als sie es der Hausfrau gegenüber getan hatten. Von der Abwesenden wurde kaum gesprochen. ... Als Frau Rottmann nach sechs Wochen wiederkam, wurde das sofort wieder anders, ja, ihr übler (S. 187.)

Therese hat eine Affäre mit Herrn Rottmann, von der seine Frau aber sofort erfährt. Wie Frau Rottmann darauf reagiert, zeigt seine Schwäche und Ihre Überlegenheit:

Frau Rottmann kehrte um einige Tage früher als erwartet von ihrer Tournee heim, zeigte sich in ihrem Benehmen gegen Therese völlig verändert, richtete kaum das Wort an sie und hatte noch in der Ankunftsstunde hinter geschlossenen Türen eine Auseinandersetzung mit ihrem Gatten. Kaum hatte dieser das Haus verlassen, berief sie Therese zu sich, erklärte ihr, daß sie alles wisse, und nachdem sie anfangs die Überlegene gespielt, beschimpfte sie sie in der unflätigsten Weise. (S. 188.)

Therese ist vom egoistischen Verhalten des Herrn Rottmann mehr verletzt als vom Schmerz ihrer Trennung oder wegen des verlorenen Arbeitsplatzes: „Therese fand kein Wort der Erwiderung, ihre Empörung, daß der Mann sich feige jeder Auseinandersetzung entzogen und offenbar seiner Frau Vollmacht gegeben, die Angelegenheit ganz nach ihrem Willen zu erledigen, war stärker als ihr Schmerz.“ (S. 189.)

Eine andere Bekanntschaft Thereses ist ein junger Offizier Namens Richard. Seine Eltern, mit denen er sich nicht gut versteht, gehören zum Bürgertum:

Mit seiner Familie, erzählte er, stünde er nicht zum besten. Sein Vater, ein bekannter Advokat, war, wie übrigens gewöhnlich, höchst unzufrieden mit ihm »und eigentlich hat er ja recht« –, mit seiner Mutter hatte er sich niemals verstanden und nannte sie beiläufig eine dumme Gans, was Therese erschreckte. (S. 231.)

Durch Richard werden die Zukunftsängste der jungen Leute sichtbar. Er hat trotz seiner Herkunft Geldprobleme und weiß nicht was er nach seinem Jahr beim Militär machen wird:

Es gebe keine Pflichten, sagte er, man sei niemanden etwas schuldig, die Kinder nicht den Eltern und die Eltern den Kindern auch nicht. Alles nur Schwindel. Alle Leute seien Egoisten. ... Im nächsten Winter gedenke er nach Monte Carlo zu gehen ... Das sei überhaupt das einzig Erstrebenswerte auf der Welt: Geld haben, auf die Leute pfeifen können. (S. 200.)

Laut Kündig hat Schnitzler ihn zum Träger seines Pessimismus gemacht. Der junge Mann ist vom Gedanken an die Sinnlosigkeit des Daseins durchdrungen:<sup>196</sup> „Richard zuckte die Achseln. Das ändere im wesentlichen nichts. Im Grunde sei doch alles traurig, das Schöne erst recht; darum sei die Liebe das allertraurigste auf der Welt.“ (S. 191).

Obwohl Pessimismus und Sinnlosigkeit Richards Leben beherrschen, kann er seine Herkunft nicht vergessen und glaubt besser als die anderen zu sein. Er verkehrt an den gleichen Orten wie arme Leute, und ist oft in Begleitung von armen Leuten, wie Therese:

Die beiden Herren äußerten sich spöttisch über die etwas »mindere« Gesellschaft an den anderen Tischen. Therese fand die Leute gar nicht so übel, und es schien ihr, als vergäßen die beiden Kavaliere allzusehr, daß sie da mit zwei armen Geschöpfen zusammensaßen, die man wohl auch eher zur minderen Gesellschaft rechnen mußte. Am Ufer des kleinen Teiches unterhalb des Konstantinhügels mietete man ein »Schinakel«. Therese fühlte wohl, daß es den beiden jungen Herren wie ein Spaß, ja wie eine Art von Herablassung vorkam, als sie sich unter das Volk mischten und ihren Kahn zwischen anderen, in denen »mindere Leute« saßen. (S. 217f.)

---

<sup>196</sup> Maya Kündig. S. 34.

Richard hat, typisch für die junge Generation, zwischen den alten Konventionen zu einer besseren, privilegierten Klasse zu gehören, und den rasanten Veränderungen gefangen, Schwierigkeiten seinen Platz in der Gesellschaft zu finden. Er erinnert sogar Therese an ihre Herkunft und kann nicht verstehen, warum sie eine derart erniedrigende Arbeit machen muss: „Sie nickte nicht ohne Stolz; ihr Vater stammte ja wirklich aus italienischen Familie und ihre Mutter aus kroatischen Adel. Richard wunderte sich, daß sie Erzieherin sei.“ S. 217.

Therese trifft Richard noch ein paar Mal, aber ihr Verhältnis löst sich sehr bald auf, worauf Richard sogar Sylvies Geliebter wird, bevor er aus Lebensüberdruß Selbstmord begeht.

Die letzte wichtige Beziehung Thereses ist jene mit dem reichen Kaufmann Wohlstein. Er ist der Vater einer ihrer Schülerinnen. Auch diese Beziehung ist nicht durch Gefühle geprägt. Bei ihm genoss Therese eine für sie noch nicht da gewesene ökonomische Sicherheit.

Wie schon so oft ist Therese ihre Freiheit am wichtigsten. Sie ist bereit, auf die Vorteile, die die Hochzeit mit Wohlschein bringen würde, zu verzichten, nur damit es nicht den Anschein hat, sie würde ihn zu etwas zwingen:

Kaum war er zur Türe draußen, so wandte sich Therese an Wohlschein. »Verzeih, ich konnte nicht anders.« - »Wie meinst du das, daß du nicht anders konntest?« - »Ich meine es verpflichtet dich zu nichts, daß ich dich als meinen Verlobten vorgestellt habe. Du bist nach wie vor völlig frei in deinen Entschlüssen.« (S. 307.)

Durch ihr Zögern, zahlreichen Missverständnissen und Problemen mit ihrem Sohn verzögert sich ihre Hochzeit und Wohlstein stirbt unerwartet. Laut Rossbach gibt es im Roman keine funktionierenden Liebesbeziehungen, die so dargestellt werden, als könnten sie gar nicht funktionieren. Dafür fehlt etwas Wichtiges - die Fähigkeit zu schenken:

Die Erscheinungsformen der Liebe sind im Roman in die Spanne von Sichwegwerfen und Sichverkaufen ausgelegt. Es fehlt in allen Liebesbeziehungen die Fähigkeit zu schenken ... mit der weggeworfenen Gabe ist dem anderen kein Gefallen getan, ihr haftet etwas Geringschätzendes, Wertloses an, und wie sich der verachtet, der sich wegwirft, so verhaftet er auch den, an den er sich wegwirft.<sup>197</sup>

Thereses Unfähigkeit eine glückliche Beziehung zu führen, liegt auch daran, dass sie von idyllischen, vergangenen und gescheiterten Beziehungen träumt, wenn es Zeit wäre sich, auf die Gegenwart und Realität zu konzentrieren:

Auch wenn es Träume gibt, die – selten genug – aus dem Material ihres wirklichen Lebens und dessen Erfahrungen gebildet sind, bestätigen sie nur, daß Therese sich das Glück nicht in ihrer täglichen Wirklichkeit vorstellen kann. Im Moment der größten Verlassenseins träumt die Hochschwangere, die von ihrem armseligen Liebhaber Kasimir im Stich gelassen wurde, von einem idyllischen Eheleben auf dem Lande mit dem einst ungeliebten Jugendfreund Alfred. Diese Trauszene steht im Einklang mit den Vorstellungen von Ehe und Familie, die Thereses Erwartungen an das Leben prägten und denen ihre reale Situation als ledige Schwangere widerspricht. Doch ist die Idylle im Traum nicht mehr getrübt durch die Langeweile, die in Wirklichkeit ihre Beziehung zu Alfred störte.<sup>198</sup>

---

<sup>197</sup> Rossbach. 171f.

<sup>198</sup> Ebda. S. 175.

## Prostitution

Als Therese nach Wien zieht, wird sie mit einer neuen Realität konfrontiert. Die in Frage kommenden Arbeitsstellen entsprechen nicht ihren Erwartungen. In tiefer Armut lebend und dem Zeitgeist folgend denkt sie daran, ihr Geld auf der Straße zu verdienen:

Und mit vollkommen klarer Besinnung erwog sie zum erstenmal die Möglichkeit, von ihrer Jugendfrische, von ihren körperlichen Reizen, wie es so viele andere in ihrer Lage taten, Nutzen zu ziehen und sich einfach zu verkaufen. ... Sie gab sich noch eine Frist von einer Woche. Fand sich bis dahin keine gute Stellung, dann, so schien es ihr in dieser trüben Morgendämmerstunde, blieb ihr nur mehr die Straße übrig. (S. 65.)

Ähnliche Gedanken hat sie auch noch nach Jahren. Scheinbar haben sich ihr Leben, und auch die gesellschaftlichen Umstände in Laufe der Zeit, kaum geändert (S. 155).

Meiner Meinung nach spielen auch andere soziale Phänomene eine Rolle. Therese ist alleine und ihrer Meinung nach, ist ihr Leben gescheitert. Sie hat keine feste Anstellung, daher kein festes Zuhause. Sie hat keine menschlichen Verbindungen und denkt sie verdient kein Frauenglück. Alle diese Tatsachen spielen eine Rolle an ihre Entscheidung und der von vielen anderen Frauen in ihrer Position, sich zu prostituieren:

„Das erbärmliche Dasein, das sie führte, als ein Geschöpf, das sich nicht selber gehörte, das keine Heimat hatte, das eine Mutter war und, statt das eigene Kind, die Kinder fremder Leute behüten und aufziehen mußte, das heute nicht wußte, wo es morgen sein Haupt hinlegen sollte, das an einem Tag zwischen den Erlebnissen, Geschäften und Geheimnissen fremder Leute als eine Zufallsvertraute oder als eine absichtlich Eingeweihte umherging, um am nächsten als eine gleichgültige Fremde auf die Straße gesetzt zu werden, - was hatte solch ein Geschöpf für Anrecht auf ein Menschen-, auf ein Frauenglück? Sie war allein und zum Alleinsein bestimmt. Gab es denn noch irgendein Wesen, an dem sie hing? Ihr Kind? Ihr Mutterherz war abgenützt, wie ihre ganze Seele, wie ihr Leib und wie alles, was sie am Leibe trug.“ (S. 156.)

Ihr Bruder, der laut De Bruyker als stiftende Kraft des österreichischen Nationalismus und als Repräsentant des patriarchalen Terrors im Roman erscheint,<sup>199</sup> verurteilt sie, ihres Lebenswandels wegen, obwohl sie sich nicht prostituiert:

Meinst du vielleicht, ich hab´ nicht immer gewußt, was für eine Existenz du führst, unter dem Deckmantel deines sogenannten Berufes? ... Wenn man dir schon einmal einen Ausweg gezeigt und wenn sich schon ein Esel gefunden hat, der dich beinahe geheiratet hätte – nein, lieber in Freiheit weiterleben. Liebhaber wechseln wie´s Hemd, das ist bequemer und lustiger. (S. 263.)

Als Beispiel, wie es den anderen armen Mädchen, die nach Wien kommen, ergeht, lesen wir im Roman über Agnes, die am Anfang auch als Bedienstete arbeiten will, jedoch an vielen Schwierigkeiten scheitert und gezwungen ist, ihren Körper zu verkaufen:

Therese betrachtete sie. Oh, man konnte keinen Augenblick in Zweifel sein, was für eine Art von Frauenzimmer man da vor sich hatte. Das Gesicht geschminkt, geradezu angestrichen, unter dem violetten Filzhut mit der billigen Straußenfeder, die blond gefärbten, gebrannten Locken in die Stirn fallend, große falsche Brillanten im Ohr, eine imitierte, ausgefranste Astrachanjacke mit gleichem Muff – so stand sie da, frech und befangen zugleich. (S. 328.)

Agnes macht auf ein wichtiges gesellschaftliches Problem der Zeit aufmerksam. Sie hat, wie viele andere Frauen, nicht die nötige Ausbildung, um einen anerkannten Beruf auszuüben:

---

<sup>199</sup> Melissa De Bruyker. S. 4. Vgl. Klüger. S. 57f.

„Man sieht’s ja. Das ist halt ein Glück, wenn man eine Bildung genossen hat. Ich möcht’ mir auch lieber meine Herren aussuchen können.“ (S. 330.)

Da Therese das Gefühl hat, sich durch ihre Verlobung verkauft zu haben, kann sie sich ein wenig in Agnes Lage versetzen:

Therese erwiderte nichts, aber sie reichte ihr die Hand zum Abschied. Sie spürte plötzlich keinen Groll mehr gegen sie und auch keine Überheblichkeit. Es war ja wirklich kein so ungeheurer Unterschied zwischen Agnes und ihr. Hatte sie sich Herrn Wohlschein am Ende nicht auch verkauft? (S. 331.)

Ich möchte kurz auf einen interessanten Punkt eingehen, den ich in der Sekundärliteratur nicht gefunden habe. Unverheiratete Frauen durften, wegen den katastrophalen Auswirkungen, auf keinen Fall ein uneheliches Kind bekommen. Die einzige Lösung war die Abtreibung, die aber illegal, sehr teuer, und noch dazu lebensgefährlich war:

Sie wußte natürlich, daß es Mittel und Wege gäbe, ihr zu helfen, doch es war ihr auch nicht unbekannt, daß dergleichen mit Gefahr verbunden war, daß man krank werden, sterben oder auch in den Kerker kommen konnte. Und irgendeine halb vergessene Geschichte, die sich vor zwei oder drei Jahren in Salzburg ereignet und ein tragisches Ende genommen hatte, wachte dumpf in ihrem Gedächtnis auf. (S. 95.)

Frauen mit unehelichen Kindern bekamen keinerlei Unterstützung. Im Gegenteil - sie wurden von der Gesellschaft verurteilt, und ein Kind alleine zu unterhalten war für viele alleinstehende Mütter unmöglich. Deshalb entschieden sich viele Frauen abtreiben zu lassen, obwohl es meist dubiose Gestalten waren, die den Eingriff durchführten.<sup>200</sup>

Die freundliche Dame erwähnte, daß vor kaum einer halben Stunde eine junge Baroness in gleicher Angelegenheit bei ihr vorgesprochen habe, und zwar schon zum zweitenmal in diesem Jahr. Sie erzählte Weiteres von ihrem vornehmen Kundenkreis, der sich bis in die allernächste Nähe des Hofes zu erstrecken schien, scherzte mild über den Leichtsinn der jungen Mädchen, kam dann ziemlich unvermittelt auf einen steinreichen Fabrikanten zu sprechen, der neulich mit einer Schauspielerin hier gewesen sei, und trug Theresen an, zwischen ihr und dem Fabrikanten, der seiner Geliebten schon müde sei, eine Bekanntschaft zu vermitteln. (S. 102f.)

### **Therese als Mutter**

Ein weiterer wichtiger Aspekt in Thereses Leben ist, neben ihrem Beruf und Liebesleben, die Rolle als Mutter. Laut Klüger hat Schnitzler mit „Therese“ über das Thema „Mutter werden“ ein einzigartiges Werk geschaffen:

In der deutschen Literatur gibt es jedoch kaum ein zweites Werk – und der Sturm und Drang mit seiner ausgiebigen Behandlung des Themas ist in diese Überlegung miteinbezogen – wo dieses Motiv so unsensationell, unbestechlich und so ganz vom Standpunkt der betroffenen Frau behandelt wird.<sup>201</sup>

Therese empfindet ihr Kind als eine Last, die sie in ihrer so wertvollen Freiheit einschränkt. Sie versucht ihr Muttersein zu verdrängen: „Mutter ... Sie wußte, daß sie es werde sollte, daß sie es war, aber es ging sie eigentlich nichts an.“ (S. 120.)

Später versucht sie sogar ihr Neugeborenes zu töten, da sie mit der Situation überfordert ist:

---

<sup>200</sup> Obwohl Therese das erste Mal nicht abtreibt, ist sie beim zweiten Mal schwanger werden, sich ganz sicher, was sie machen muss. „lieber den Tod als noch ein Kind. Sie zögerte diesmal nicht lang, und nach wenigen Tagen schon, gegen Zahlung einer nicht übergroßen Summe, die sie ursprünglich für ein neues Kleid bestimmt hatte, war sie rasch und ohne jede böse Folge von ihrer Sorge befreit.“ (S. 177.)

<sup>201</sup> Klüger. S. 46.

Es war wohl tot. Gewiß war es tot. Und wenn es nicht tot war, - in der nächsten Sekunde würde es sterben. Und das war gut. Denn auch sie, die Mutter, die es geboren, mußte sterben. ... Was sollst du ohne Vater und Mutter auf der Welt, und was soll ich mit dir? ... Adieu, mein Kind. Eins von uns zweien wacht nimmer auf – oder wir beide nimmermehr. Ich mein's dir ja gut, mein süßes Kinderl. Ich bin nicht die rechte Mutter für dich. Ich verdien' dich ja gar nicht. Du darfst nicht leben. Ich bin ja für andere Kinder da. Ich hab' keine Zeit für dich. Gute Nacht, gute Nacht... (S. 125f.)

Therese gibt ihren Sohn bei einer bäuerlichen Familie ab und sucht nach einer neuen Arbeitsstelle. Dafür gibt es persönliche und ökonomische Gründe:

Zum einen lastet die Schande der unehelichen Geburt so schwer auf Therese, daß sie die Existenz ihres Sohnes vor allen Menschen, selbst vor ihrer eigenen Mutter, geheimhält und es einige Jahre dauert, bis sie offen von ihrem unehelichen Kind sprechen kann. Zum anderen fehlen entsprechende Einrichtungen für die Betreuung von Kindern arbeitender Mütter, so daß Therese gezwungen ist, den Buben wegzugeben. Dies bedeutet neben der örtlichen Distanz zu ihrem Kind auch eine zusätzliche finanzielle Belastung für die arbeitende Mutter.<sup>202</sup>

Therese kann und will auch oft nicht bei ihrem Sohn sein und wird deswegen von Gewissensbissen geplagt, was ihr unmöglich macht eine normale Beziehung zu ihm aufzubauen: „Infolge der berufsspezifischen Anforderungen an eine Gouvernante muß sie sich um andere, fremde Kinder kümmern und kann ihren eigenen Sohn nur einmal pro Woche besuchen, was sich negativ auf die Mutter-Sohn-Beziehung auswirkt.“<sup>203</sup>

Franz, Thereses Sohn, wächst in einem Dorf auf. Als er im Laufe der Jahre zu einer untragbaren Belastung für die Pflegefamilie wird, ist seine Mutter gezwungen, ihm immer wieder eine Andere zu finden, aber Keine konnte mit ihm zusammenleben. Er wurde sogar des Diebstahls beschuldigt, und Therese sieht sich gezwungen, ihn zu sich zu nehmen. Zuerst ist Therese noch optimistisch, doch bei ihrem ersten Streit wird ihr klar, welch niedriges Niveau ihr Sohn hat:

Da, ganz plötzlich, schrie er ihr ein Wort ins Gesicht, das sie zuerst nur falsch verstanden zu haben glaubte. ... es waren bübische, gemeine Schimpfworte, wie Gassenjungen sie Dirnen auf der Straße nachrufen. Sie fühlte auch, daß er bei all seiner Verdorbenheit in seiner tiefsten Seele kaum verstand, was er sagte. (S. 251.)

Therese fühlt sich in ihrer Mutterrolle gescheitert und ahnt als Grund dafür ihren Lebensstil. Sie hat zu viele Probleme, die ihr eigentlich keine Zeit für ein Kind lassen. Darin könnte man eine Kritik Schnitzlers an der modernen Frau sehen, die unmöglich die Funktion der Mutter erfüllen und gleichzeitig ihrem Beruf nachgehen kann:

Sie war ja niemals eine wahre Mutter für Franz gewesen, immer nur für ein paar Tage oder Wochen, anfallsweise sozusagen, habe sie sich mütterlich gegen ihn betragen. Meistens sei sie doch nur mit ihren eigenen Angelegenheiten, mit ihrem Beruf, ihren Sorgen und – ja, warum sollte sie es leugnen – mit ihren Liebesgeschichten beschäftigt gewesen. Und wie oft habe sie den Buben als Last empfunden, ja, es sei nun einmal so, als Unglück geradezu, schon in früherer Zeit, lange bevor sie von seiner moral insanity etwas geahnt oder gar etwas gemerkt hatte. (S. 252.)

---

<sup>202</sup> Lumerding. S. 117. Vgl. Christina Mattedi. S. 91. „Für uneheliche Kinder berufstätiger Frauen gibt es keinen guten Unterkunftsmöglichkeiten. Die ärmeren Frauen sind aus diesem Grund gezwungen, ihre Kinder adoptieren zu lassen. Etwas Bemitteltere können ihre Kinder, wie Therese, zu Pflegeeltern auf dem Land oder in den Vorstädten geben, wo die Verpflegung nicht teuer ist.“

<sup>203</sup> Ebda. S. 117.

Das wirkt sich auch auf ihr Äußeres aus: „...und sie sah, glaubte es in diesem fremden, ungewohnten Spiegel unwidersprechlich zu entdecken, daß sie mit ihren vierunddreißig Jahren verblüht, ältlich, fahl aussah, wie eine Frau von über vierzig.“ S. 252

Wie erwartet funktioniert das Zusammenleben mit ihrem Sohn nicht. Er benimmt sich unmöglich, verlangt oft Geld von seiner Mutter und sein Freundeskreis ist vom Schlimmsten. Er endet im Gefängnis, wird aber schon bald nach seiner Entlassung wieder gesucht und muss fliehen. Nach diesen Ereignissen fühlt sich Therese einsam und hat keine Lebenslust mehr. Es wird im Text darauf hingewiesen, dass Thereses Leben mit ihren „unechten“ Kindern glücklicher ist, als mit ihrem eigenen Sohn:

Im übrigen lebte sie wieder völlig eingezogen, weder Mutter noch Bruder und Schwägerin kümmerten sich um sie, und auch Alfred ließ nichts von sich hören. Sie ging so wenig wie möglich aus dem Hause und wußte es so einzurichten, daß sie nur selten mehr außerhalb ihrer vier Wände Unterricht zu erteilen hatte. Kaum jemals geschah es, daß sie an einer ihrer Schülerinnen ein persönliches Interesse nahm, das über die Dauer der Unterrichtsstunden hinausgegangen wäre, und manchmal erinnerte sie sich fast wehmütig früherer Zeiten, da sie als Erzieherin, freilich ihren Zöglingen schon durch gemeinsame Häuslichkeit näher, als es heute der Fall war, an manchen mit ihrem ganzen Herzen gehangen, ja, fast wie eine Mutter für sie empfunden hatte. (S. 255.)

Die Beziehung zu ihrem Sohn reduziert sich im Weiteren auf das Materielle, wie bei Therese und ihrer Mutter. Franz will nur das Geld seiner Mutter und stellt ihr immer öfter immer höhere Forderungen.<sup>204</sup>

Und wieder einmal kam eine Nachricht von Franz. Ein ältliches Frauenzimmer brachte den Brief: er habe eine Stelle in Aussicht, die Mutter solle ihm ein letztes Mal beistehen. Er nannte eine bestimmte Summe: hundertfünfzig Gulden. Die Forderung erschreckte sie. Er mußte offenbar wissen, daß sie etwas geerbt hatte. Wortlos sandte sie ihm den fünften Teil und beeilte sich tags darauf, was ihr noch blieb, etwa fünfhundert Gulden, in die Sparkasse zu tragen. (S. 343.)

Im weiteren Verlauf fühlt sich Therese nicht mehr sicher und hat Angst vor ihrem Sohn. Sie ist sogar bereit die Polizei zu alarmieren, falls er sich noch einmal bei ihr meldet (S. 320.)

Es kommt zu einer letzten Konfrontation zwischen Mutter und Sohn. Er verschafft sich Zugang ins Haus und verlangt von ihr seinen Erbteil. Sein Benehmen löst bei Therese Hass aus, sodass sie ihm sogar wünscht, wieder für längere Zeit im Gefängnis zu landen:

Sie war erbittert, sie hatte keine Angst, sie haßte ihn. »Und wenn ich tausend Gulden hätte, nicht einen Kreuzer so einem Menschen.« – Er ließ einen Augenblick von ihr ab, schien etwas ernüchert. »Mutter, ich will dir was sagen. Gib mir die Hälfte von dem, was du hast, ich brauch's zum Abfahren. Ich hab' kein' Posten, abfahren muß ich. Wenn s' mich diesmal erwischen, krieg' ich ein Jahr oder zwei.« – »Um so besser«, zischte sie. (S. 346.)

Als seine Mutter um Hilfe ruft, schlägt er zu, sie fällt und wird bewusstlos. Franz wird auf der Flucht gefangen genommen und Therese ins Krankenhaus gebracht. Dort besucht sie Alfred, den Therese bittet sich für ihren Sohn einzusetzen, damit er nicht zu hart bestraft wird:

---

<sup>204</sup> In Franz Geldforderungen gibt es auch Anzeichen von Inflation, da diese von jedes Mal höher werden: „In diesen Tagen kam ein Brief mit einer sehr bündigen Geldforderung. Er nannte zugleich eine Deckadresse, an die der Betrag von hundert Gulden unverzüglich zu senden sei. Therese wollte und konnte die Tatsache ihrem Bräutigam nicht verschweigen, um so weniger, als ihr die Summe bei der Bezahlung des bald fälligen Zinses gefehlt hätte.“ (S. 299.)



Er dachte, das Delirium beginne wieder. Er legte die Hand auf ihre Stirn, versuchte sie zu beschwichtigen. Aber sie sprach, vielmehr sie flüsterte weiter, da sie kein lautes Wort hervorbringen konnte: »Du bist ja Doktor, dir müssen sie glauben. Er ist unschuldig. Er hat mir nur vergolten, was ich ihm getan habe. Man darf ihn nicht zu hart strafen.« (S. 350.)

Grund dafür könnte ihr Schuldgefühl, sie wäre Franz eine schlechte Mutter gewesen, sein. Lumerding allerdings meint, Therese sei bereit, den durch ihren Sohn verursachten Tod als „ausgeglichene Gerechtigkeit“ zu akzeptieren, in Erinnerung an jene Geburtsstunde, in welcher sie versucht hat das Kind zu töten.<sup>205</sup>

Franz wird als mildernder Umstand das Fehlen eines Elternhauses angerechnet: „Als mildern- den Umstand ließ man einzig und allein des Angeklagten uneheliche Geburt und die damit verbundenen Mängel seiner Erziehung gelten. So lautete das Urteil auf zwölf Jahre schweren Kerker, verstärkt durch Dunkelhaft und Fasten an jedem Jahrestage der Tat.“ (S. 352.)

Schnitzler hat in seinem Buch einen weiteren Aspekt angesprochen, der die Beziehung Mutter-Sohn betrifft:

Hervorzuheben ist weiter, daß Schnitzler in seinem letzten Roman ein Thema aufgriff, das erst rund 50 Jahre später zum Brennpunkt feministischer Diskussionen wurde und Eingang in die sozialpolitischen Überlegungen fand. Gemeint ist die Frage nach dem Verhältnis von biologischer und sozialer Mutterschaft und damit verbunden die Entmythisierung der Mutter-Kind-Beziehung.<sup>206</sup>

Der Roman „Therese“ behandelt nicht das Leben einer Person sondern das einer Klasse und Generation. Therese ist keine besondere Persönlichkeit, die durch ungewöhnliche Eigenschaften auffällt, sondern ein Durchschnittsmensch ihrer Zeit und Klasse.<sup>207</sup> Der Roman behandelt ein großes Spektrum der gesellschaftlichen Veränderungen nach dem ersten Weltkrieg. Schnitzler leistet zum Beispiel einen erheblichen Beitrag für die Frauenliteratur.<sup>208</sup>

Sein Werk beinhaltet aber auch andere Verdienste, wie die Darstellung des Bürgertums und der Arbeiterklasse in der ersten Republik. Laut De Bruyker hält Schnitzler mit geschickten Erzähltechniken und Thereses Geschichte der Gesellschaft einen Spiegel vor:

Sie spiegelt den sich verengenden patriarchalen Rahmen, den Sturz des Bürgertums und die Blindheit der Gesellschaft vor verheerenden Änderungen, was anhand von Erzähltechniken wie Stagnation und Repetitivität unterstrichen wird. Die scheinhafte Stabilität kann nur mittels der gewalttätigen Unterdrückung von Außenseitern gesichert wird. (...) Es ist, als ob Schnitzler der Gesellschaft einen Spiegel vorhält mit Therese, an der der Sturz des Bürgertums, die Folgen für die Verschlechterung der Lebensumstände der Diener- und Arbeiterklassen, sowie die Ursachen dieser Prozesse vorgeführt werden.<sup>209</sup>

---

<sup>205</sup> Lumerding. S. 122.

<sup>206</sup> Renate Möhrmann. Schnitzlers Frauen und Mädchen. Zwischen Sachlichkeit und Sentiment. In: Diskussion Deutsch 13 (1982), 507–517. S. 517.

<sup>207</sup> Klüger. „Sie ist halb gläubige Katholikin, die ab und zu die Kirche besucht, ohne sich sonst über ihr Christentum den Kopf zu zerbrechen. Sie ist intelligent, aber nicht auffallend begabt, hübsch, aber nicht auffallend schön.“ S. 53.

<sup>208</sup> Ebda. „Wobei er einen Beitrag zur ernsten Frauenliteratur liefert, von dem man wohl behaupten kann, daß er auf seine Art unübertroffen ist. ... Denn die meisten Frauengestalten, besonders der deutschen Literatur, sind ja entweder ins Unglaubliche stilisiert oder in ihrer Bedeutung aufs rein »Weibliche« beschränkt. S. 60. Siehe auch Möhrmann. „Schnitzlers Frauen und Mädchen.“ S. 516.

<sup>209</sup> De Bruyker. S. 12f.

## Schluss

Es ist meiner Meinung nach deutlich, dass die von mir in der Arbeit behandelten Werke Schnitzlers nach 1918 von ihrer Entstehungszeit beeinflusst sind, obwohl die Handlungen noch im alten Österreich spielen. Das sieht man, wenn man die geschichtlichen Ereignisse im ersten Kapitel mit den Erlebnissen der Figuren in den behandelten Werken vergleicht. Verschiedene Themen, wie zum Beispiel die Prostitution der bürgerlichen Mädchen, Offiziere mit zerstörter Existenz und Vertreter der Neureichen sind klar wiederzuerkennen.

Wie sehr die Veränderungen der Zeit ihn beschäftigten, wird in meinem zweiten Kapitel aus seinen Tagebüchern klar. Es wäre auch höchst unwahrscheinlich, dass er diese Themen in seinen Werken nicht verarbeitet hätte.

Die Werke, die ich ausgewählt habe, behandeln die Schicksale verschiedener gesellschaftlicher Vertreter. Casanova ist ein Mann mittleren Alters, der seine Existenz verfallen sieht.

In „Spiel im Morgengrauen“ gibt es noch eine Figur, deren Existenz zerstört wird. Leutnant Kasda will die Veränderungen der Gesellschaft nicht wahrhaben und weiter in einer Welt leben, die es nicht mehr gibt. Diese Naivität kostet ihm letztendlich das Leben.

Schnitzler hat in den zwei anderen Werken, „Fräulein Else“ und „Therese. Chronik eines Frauenlebens“ Frauenschicksale beschrieben. Else, ein junges Mädchen aus einer verarmten bürgerlichen Familie, hat die typischen Schwierigkeiten junger Frauen, ihren Platz in einer neuen Gesellschaft zu finden. Sie sind ganz auf sich allein gestellt und kämpfen mit Geldnot, Heuchelei der Gesellschaft und ihrer mangelnden Ausbildung.

Therese kann man als eine Weiterentwicklung Elses verstehen. Manche ihrer Wünsche, wie zum Beispiel ökonomische und sexuelle Unabhängigkeit, werden von Therese angestrebt und in gewisser Weise auch erfüllt. Therese versucht autonom zu leben und ihre Partner selbst auszusuchen. Ihr Leben ist nicht einfach und sie ist oft unglücklich. Wie Else und Kasda scheitert sie am Leben und stirbt vorzeitig. Nur Casanova führt ein unbedeutendes Leben weiter. Schnitzler als Pessimist glaubt nicht daran, dass sich Vertreter des alten Bürgertums an die veränderten Lebensumstände anpassen können, um zu überleben.

# **Bibliographie**

## **Primärliteratur**

Arthur Schnitzler. Tagebücher 1892-1931. Unter Mitw. von Peter Michael Braunwarth. Hrsg. von der Kommission für Literarische Gebrauchsformen der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. Wien 1987-2000.

Von mir sind die folgenden Bände verwendet worden:

Tagebuch 1917-1919. 2., unveränderte Aufl. 1995.

Tagebuch 1920-1922. 1993.

Tagebuch 1923-1926. 1995.

Tagebuch 1927-1930. 1997.

Arthur Schnitzler. Casanovas Heimfahrt und andere Erzählungen. S. Fischer. Frankfurt a. M. 1961.

Casanovas Heimfahrt. S. 237-324.

Fräulein Else. S. 325-379.

Spiel im Morgengrauen. 165-236.

Arthur Schnitzler. Therese. Chronik eines Frauenlebens. Deutsche Taschenbuch Verlag: München 2008.

## **Sekundär Literatur**

- Achberger, Friedrich: Die Inflation und die zeitgenössische Literatur. In: Kadmoska, Franz:
- Aufbruch und Untergang.. Österreichische Kultur zwischen 1918 und 1938. Wien(u.a.): Europa-Verlag 1981 S. 29-42.
- Ackerl, Isabella; Kleindel Walter: Die Chronik Österreichs. Wien [u.a.]: Buchgemeinschaft Donauland 1984.
- Allerdissen, Rolf: Arthur Schnitzler. Impressionistisches Rollenspiel und skeptischer Moralismus in seinen Erzählungen. Bonn: Bouvier Verlag Herbert Grundmann 1985.
- Bartoli Kucher, Simona: Il denaro e il tempo in „Fräulein Else“ e „La veste lunga“. Studia austriaca. Bd. 4. Ed. Fausto Cercignani. Milano 1996, S. 45–67
- Dane, Gesa: "Im Spiegel der Luft". Trugbilder und Verjüngungsstrategien in Arthur Schnitzlers Erzählung "Casanovas Heimfahrt". In: Heinz Ludwig Arnold (Hrsg.): *Arthur Schnitzler. text + kritik*, Zeitschrift für Literatur, Heft 138/139, April 1998, S. 61-75.

- Dangel, Elsbeth: Vergeblichkeit und Zweideutigkeit. In: Scheible, Hartmut (Hrsg.): Arthur Schnitzler in neuer Sicht. München: Fink 1981, S. 164-187.
- De Bruyker, Melissa: Die vielen Minderheitspositionen von Therese in Arthur Schnitzlers Roman *Therese, Chronik eines Frauenlebens*. *Modern Austrian Literatur* 39, 2006, 2. 1-17.
- Doppler, Alfred: Leutnant Gustl und Leutnant Willi Kasda. In: Joseph. P. Strelka. *Literatur und Politik. Fr. a. M. (u.a.): Lang* 1994, S. 241-252.
- Dusek, Peter (u.a.): *Zeitgeschichte im Aufriß. Österreich seit 1918*. Wien: Jugend & Volk 1988.
- Fliedl, Konstanze: Verspätungen. Schnitzlers *Therese* als Anti-Trivialroman. In: *Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft* 33 (1989), S. 323-347.
- Gebel, Susanne: Die Gesellschaftskritik in Artur Schnitzlers Novellen "Leutnant Gustl", "Fräulein Else" und "Spiel im Morgengrauen". Diplomarbeit Wien 1979.
- Hacker, Hana: Staatsbürgerinnen. Ein Streifzug durch die Protest- und Unterwerfungsstrategien in der Frauenbewegung und im weiblichen Alltag 1918-1938. In: Kadmoska, Franz *Aufbruch und Untergang*. S. 225-246.
- Heitzmann, Roswitha: Gesellschaftliche Krise-Krise des weiblichen Individuums am Beispiel der Hauptfigur des Romans „*Therese-Chronik eines Frauenlebens*“ von A. Schnitzler. Klagenfurt: Diplom Arbeit 1985.
- Klüger, Ruth: Schnitzlers *Therese*: ein »Frauenroman«. In: Ders.: *Frauen lesen anders*. Essays. München: Deutsche Taschenbuch Verlag 1996, S. 35–62.
- Knecht, Maria-Regina: *Modern Austrian literature*. 25 1992, N. 3/4. S. 181-197.
- Laermann, Klaus: *Spiel im Morgengrauen*. In: Farese, Giuseppe (Hrsg.): *Akten des Internationalen Symposiums »Arthur Schnitzler und Seine Zeit«*. Bern (u.a.). Peter Lang 1985, 182-200.
- Lange-Kirchheim, Astrid: Weiblichkeit und Tod. Arthur Schnitzlers „*Fräulein Else*“. In: *Der Deutschunterricht* 54 2002, H.1. S. 36-47.
- Le Berre, Aline: Zwischen Frankreichbild und Heimatlosigkeit. In: *Jura Soyfer* 7 1998, H.2, S. 31–36.
- Lorenz, Markus: Die Welt als Wille und Vorstellung. Schnitzlers Novelle „*Spiel im Morgengrauen*“ *Z. f. d. Ph.* 128 2009,2. S. 241-260.
- Lumerding, Birgit: Das Bild der Gouvernante in den Werken "Die Gouvernante" von Stefan Zweig, "Therese. Chronik eines Frauenlebens" von Arthur Schnitzler und "Die Schwestern Kleh" von Gina Kaus. Wien: Diplom Arbeit 1999.
- Kündig, Maya: Arthur Schnitzlers *Therese*: erzähltheoretische Analyse und Interpretation. Bern (u.a.): Peter Lang 1991.

- Möhrmann, Renate: Schnitzlers Frauen und Mädchen. Zwischen Sachlichkeit und Sentiment. In: Diskussion Deutsch 13 (1982), 507–517.
- Oellers, Norbert: Arthur Schnitzlers Novelle „Casanovas Heimfahrt“. In: Gelber, Mark H.: Von Franzos zu Canetti. Jüdische Autoren aus Österreich. Tübingen: Niemeyer 1996. S. 239-252.
- Oosterhoff, Jenneke A.: Die Männer sind infam, solange sie Männer sind. Konstruktionen der Männlichkeit in den Werken Arthur Schnitzlers. Tübingen: Stauffenburg-Verlag 2000.
- Perlmann, Michaela L.: Arthur Schnitzler. Sammlung Metzler, Bd. 239. Stuttgart 1987.
- Pfoser, Alfred: Verstörte Männer und emanzipierte Frauen. Zur Sitten- und Literaturgeschichte der Ersten Republik. In: Kadrnoska, Franz: Aufbruch und Untergang. S. 205-224.
- Rey, William H.: Arthur Schnitzler. Die späte Prosa als Gipfel seines Schaffens. Berlin: Erich Schmidt 1968.
- Rossbach, Nikola: Das Ende der Ereignisse: Arthur Schnitzlers Therese. In: Japp, Uwe: Epochenbegriffe: Grenzen und Möglichkeiten. Bern (u.a.): Lang 2002, S. 405-412.
- Salten, Felix: „Fräulein Else“. In: Hofmannsthal Jahrbuch 100, 2002, S. 39-44.
- Scheffel, Michael: Nachwort. In: Arthur Schnitzler: Ausgewählte Werke in acht Bänden. Hrsg. von Heinz Ludwig Arnold. Spiel im Morgengrauen: Erzählungen 1923-1931. S. Fischer: Frankfurt am Main 1999, S. 385-394.
- Scheffel, Michael: Das Ende des Leutnants. In: Kim, Hee-Ju: Arthur Schnitzler. Dramen und Erzählungen. Stuttgart: Reclam 2007. S. 230-239.
- Scheible, Hartmut: Artur Schnitzler. in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten. Reinbek: Rowohlt 1976.
- Schlössler, Franziska: Börse und Beghren. Schnitzlers Monolog *Fräulein Else* und seine Kontexte. In: Polt-Heinzl, Evelyne (Hrsg.): Affaire und Affekte. Wien: Brandstätter 2006 S. 35-46.
- Schmidt-Dengler, Wendelin: Die erste Republik in der Literatur. >Wiener Roman< und Feuilleton. In: Friedbert Aspetsberger. Staat und Gesellschaft. Wien: Österr. Bundesverl 1977, S. 65-78.
- Schmidt-Dengler, Wendelin: Wien 1918: Glanzloses Finale. In: Ders. Ohne Nostalgie: zur österreichischen Literatur der Zwischenkriegszeit. Wien [u.a.]: Böhlau 2002, S. 24-52.

- Schmidt-Dengler, Wendelin: Inflation der Werte und Gefühle. In: Ders. Ohne Nostalgie. S. 53-64.
- Schmidt-Dengler, Wendelin: Von Fahnen und Fanfaren. Zum Komplex „Militär“ in der österreichischen Literatur zwischen den beiden Weltkriegen. In: Ders. Ohne Nostalgie. S. 65-81.
- Schüppen, Franz: Arthurs Schnitzlers *Therese* als Roman von Schuld und Sühne. In: Joseph, P. Strelka (Hrsg.): Die Seele... ist ein weites Land: kritische Beiträge zum Werk Arthur Schnitzlers. Bern [u.a.]: Lang 1997, S. 131-148.
- Steinlechner, Gisela: *Fräulein Else*. Eine Zeitreise zwischen Fin de Siècle und Roaring Twenties. In: Polt-Heinzl, Evelyne (Hrsg.): *Affaire und Affekte*. S. 131-142.
- Van Peteghem, Elisa: Frau und Gesellschaft: Arbeit, Sexualität und Familie in Arthur Schnitzlers *Frau Bertha Garlan* und *Therese*. *Chronik eines Frauenlebens*. Magisterarbeit. Universität Gent 2008.
- Vanhellenputte, Michel: Der Leutnant und der Tod. Betrachtungen zu einem schnitzlerischen Thema. *Literatures et culture allemandes*. Editions de l'Université de Bruxelles: Bruxelles 1985, S. 217-236.
- Wagner, Renate: *Wie ein weites Land*. Arthur Schnitzler und seine Zeit. Wien: Amalthea-Verlag 2006.
- Weber, Fritz: Hauptprobleme der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung Österreichs in der Zwischenkriegszeit. In: Kadmoska, Franz: *Aufbruch und Untergang*. S. 593-622.

## Zusammenfassung

Meine Arbeit „Arthur Schnitzler und die erste Republik“ ist eine sozial-geschichtliche Untersuchung seiner Werke nach dem Ersten Weltkrieg (1918). Arthur Schnitzler ist einer der berühmtesten österreichischen Schriftsteller und war ein klassischer Vertreter der Wiener Moderne. Er wurde von vielen Literaturwissenschaftlern als „der resignierte Dichter“ bezeichnet, der in der Wiener Moderne gefangen war, und ihren Stil in seinem ganzen Schaffen beibehalten hat. Das Ziel meiner Arbeit ist zu beweisen, dass Schnitzler kein Gefangener seiner Epoche war, sondern die Änderungen, die in Österreich nach dem Ersten Weltkrieg passiert sind, wahrgenommen hat und in ausgewählten von ihm nach 1918 wiederzufinden.

Im ersten Kapitel habe ich die wichtigsten Ereignissen nach 1918 erwähnt, sowie die politischen Entwicklungen und manche Veränderungen im Bereich der Literatur, Ökonomie und Geschlechter.

Im zweiten Kapitel beschäftige ich mich mit Schnitzlers Tagebüchern, die er sehr akribisch geführt hat, und in denen er auf die politischen, ökonomischen und gesellschaftlichen Veränderungen reagiert hat.

Die nächsten vier Kapitel behandeln je ein Werk, das ich zur Analyse ausgewählt habe. Diese habe ich ausgesucht, weil sie die Schicksale verschiedener gesellschaftlicher Vertreter behandeln.

Die Werke sind: „Casanovas Heimfahrt“ (1917), „Fräulein Else“ (1924), „Spiel im Morgengrauen“ (1926) und „Therese. Chronik eines Frauenlebens“ (1928).

Casanova ist ein Mann mittleren Alters, der seine Existenz verfallen sieht. Diese Figur kann man mit Schnitzler selbst vergleichen.

In „Spiel im Morgengrauen“ ist Leutnant Kasda die Hauptfigur. Er will die Veränderungen der Gesellschaft nicht wahrhaben und weiter in einer Welt leben, die es nicht mehr gibt. Diese Naivität kostet ihm letztendlich das Leben.

Schnitzler hat in den zwei anderen Werken, „Fräulein Else“ und „Therese. Chronik eines Frauenlebens“ Frauenschicksale beschrieben. Else, ein junges Mädchen aus einer verarmten bürgerlichen Familie, hat die typischen Schwierigkeiten junger Frauen ihren Platz in einer neuen Gesellschaft zu finden.

Therese kann man als eine Weiterentwicklung Elses verstehen. Manche ihrer Wünsche, wie zum Beispiel ökonomische und sexuelle Unabhängigkeit, werden von Therese angestrebt und in gewisser Weise auch erfüllt.

Bei allen vier Werken habe ich mich hauptsächlich auf drei Themen konzentriert: Erstens den Niedergang des Bürgertums, wie die einst Reichen und Mächtigen sich nach dem Krieg zu-rechtfanden und wie sie mit den für sie ungewöhnlichen Problemen der neuen Zeit umgingen. Zweitens mit der Bildung einer neuen Schicht - die Neureichen. Wie Diese mit ihrem neu verdienten Geld umgehen und ihr Verhalten gegenüber dem alten Bürgertum. Der dritte Schwerpunkt ist die Veränderung der Rolle der Frauen in dieser neuen Zeit.



# Lebenslauf

## ■ Persönliche Daten

Name: Rezart Shkreli  
Geburtsdatum: 21.04.1984  
Geburtsort: Shkoder, Albanien  
Familienstand: Ledig  
Mutter: Suzana Shkreli  
Beruf: Buchhalterin  
Vater: Ferid Shkreli  
Beruf: Professor für Geschichte

## ■ Schulbildung

1990 – 1998 Grundschule „Perlat Rexhepi“  
1998 – 2002 Gymnasium „28 Nentori“

## ■ Studium

2002 – 2006 Germanistikstudium an der Universität „Luigj Gurakuqi“  
Shkoder, Albanien  
01.03.2006 – 22.03.2010 Bachelorstudium, Deutsche Philologie an der Universität  
Wien  
22.03.2010 – 2012 Masterstudium, Deutsche Philologie an der Universität  
Wien

## ■ Sprachkenntnisse

Englisch, Grundkenntnisse  
Italienisch, fließend  
Latein (Latinum)